



SCARLETT
EDWARDS

ENTHÜLLUNGEN

TEIL SECHS:
ERLÖSUNG

ÜBERSETZT VON
DANIELA MANSFIELD

Dies ist ein Werk der Fiktion. Alle Namen, Personen, Orte und Handlungen sind frei erfunden oder werden fiktiv verwendet. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen, Schauplätzen oder Ereignissen sind rein zufällig.

ENTHÜLLUNGEN, TEIL 6: ERLÖSUNG

Copyright © 2014 Edwards Publishing, Ltd.

Alle Rechte vorbehalten.

Englischer Originaltitel: »Uncovering You 6:
Deliverance«

Deutsche Übersetzung Daniela Mansfield 2014

Titelbild: Scarlett Edwards

Innengestaltung: Scarlett Edwards

Herausgegeben von Edwards Publishing, Ltd.

Edwards Publishing

477 Peace Portal Drive

Suite 107-154

Blaine, WA 98230

Das Hochladen, Scannen oder die Vervielfältigung
dieses Buches auf jegliche Art und Weise ---
einschließlich aber nicht beschränkt auf elektronische und
mechanische Art, Fotokopieren, Aufnehmen und sonstiges
--- ohne die Zustimmung des Inhabers des Urheberrechts
sind gesetzlich verboten und strafbar. Bitte erwerben Sie
ausschließlich autorisierte Exemplare dieses Werkes und
nehmen Sie nicht an oder unterstützen Sie nicht den
Handel mit elektronischen Raubkopien von
urheberrechtlich geschütztem Material. Vielen Dank für
Ihre Mithilfe.

Widmung

Dieses Buch ist Renee Reynolds und Angela Carroll
gewidmet.

Renee, weil sie es möglich gemacht hat.

Angela, weil sie es zu etwas Besonderem gemacht
hat.

Enthüllungen, Teil 6: *Erlösung*

von Scarlett Edwards

Dezember 2014
Edwards Publishing

Leserhinweis:

Enthüllungen, Teil 6 enthält Szenen mit starkem emotionalem und körperlichem Missbrauch. Lesern, die empfindlich auf diese Themen reagieren könnten, wird empfohlen, Vorsicht walten zu lassen.

Buchbeschreibung:

Böse.

Das ist in der Tat der beste Ausdruck, um Jeremy Stonehart zu beschreiben. Als er noch Stonehart *war*.

Ist er das noch? Ich weiß es nicht. Als er mir mehr und mehr von sich zeigt, beginne ich, einen Schimmer des Mannes zu entdecken, der er wirklich ist. Ich fange an, auf eine zögerliche Weise zu verstehen, dass sogar Bösartigkeit aus einer Quelle entspringt, aus einer ursprünglichen Saat, die sprießt und von der Seele eines Menschen Besitz ergreift.

Böse ist das, was Jeremy Stonehart war. Aber ist es auch das, was er weiterhin sein wird?

Das werde ich nur herausfinden, wenn ich bis zum Schluss bei ihm bleibe. Das ist meine einzige Chance. Es ist meine einzige Alternative. Es ist die einzige Möglichkeit, um Antworten zu finden, und die einzige

Möglichkeit, um das zu bekommen, was ich wirklich will.
Rache.

Kapitel Eins

Mein Rücken schlägt gegen die Betonwand. Bevor ich mich bewegen kann, spüre ich Stoneharts Körper an meinem. Er drückt meine Arme über meinen Kopf und benutzt dann seine andere Hand, um das Oberteil meines Kleides herunterzureißen.

Meine Brüste fallen heraus. Tief in seiner Kehle gibt Stonehart ein wildes Geräusch der Freude von sich. Die Hand, die mich nicht festhält, ergreift meine linke Brust und drückt hart zu.

Ein leichtes, schmerzverzerrtes Wimmern kommt mir über die Lippen. Stonehart schenkt dem keine Beachtung. Sein Mund stürzt sich auf meinen, und er küsst mich mit einer erschreckenden Intensität. Mein Körper wölbt sich von der Wand weg in seine Richtung. Der Druck seiner Erektion gegen meinen Bauch lässt meine Leidenschaft nur noch weiter anschwellen.

Er lässt meine Hände los. Sie fallen nach unten, und ich drücke sie gegen die Betonwand, um mich abzustützen. In der Dunkelheit kann ich außer dem blassen Umriss von Stoneharts Körper, der vom Mondlicht beschienen wird, nichts sehen.

Er küsst mich erneut. Ich hebe mein Bein an und schwinge es um seine Hüfte. Das winzige rote Kleid rutscht bis zu meiner Taille hoch. Dank Stoneharts Regeln trage ich keine Unterwäsche. Der glatte Stoff seiner Armani-Hose fühlt sich an meinen Innenschenkeln so rau wie Wolle an.

Er drückt sich in mich hinein und vertieft seinen Kuss. Seine Zähne umschließen meine Unterlippe und er zieht daran, was einen scharfen Schmerz verursacht. Aber das ist in Ordnung. Ich weiß, dass er es rau mag.

Besonders wenn er eine seiner Launen hat.

»Ich werde dich so fest ficken, Lilly«, keucht er. Eine seiner Hände gleitet an meinem Körper hinab und greift nach meinem Arm. Er stößt mit seinen Hüften in mich hinein und drückt meinen Rücken gegen die kalte,

unnachgiebige Wand. »Ich werde dich so ficken, wie du gefickt werden musst. So, dass du die ganze Nacht über schreien wirst. So, dass ich mir *sicher* sein kann, dass du an nichts anderes als mich denken wirst, wenn du dich morgen mit Fey triffst.«

Seine Hand gleitet über mein Bein und drückt sich in mein Innerstes hinein. Ich schnappe nach Luft, als zwei dicke, starke Finger in mich eindringen.

»Du bist noch nicht feucht«, keucht er. »Aber das macht nichts. Das können wir ändern.«

Ich beiße die Zähne zusammen, als er beginnt, mich zu streicheln. Sein Daumen streift über meine Klitoris. Seine Finger suchen sich erbarmungslos ihren Weg hinein und hinaus. Dunkle Lust durchflutet meinen Körper ausgehend von seinen sündigen Fingern, selbst durch die Enge, selbst durch den Schmerz hindurch.

Er kann zärtlich, sanft und fürsorglich sein. Ich habe diese Seite gesehen. Während unseres traumhaften Urlaubs in der Villa habe ich sehr viel davon erlebt. Dann ist er Jeremy.

Doch er kann auch grausam, rau und unerbittlich sein. Er kann Stonehart sein. Dies sind zwei Seiten des gleichen Mannes. Sie sind sein Jekyll und Hyde. Ein Mann. Zwei Persönlichkeiten. Ein Mann. Zwei Namen.

Im Moment ist er definitiv Stonehart. Und wenn er die Kontrolle über meinen Körper übernehmen muss, um über das Missgeschick mit Thalia vorhin hinwegzukommen, wenn er das tun muss, um den Zorn loszuwerden und — hoffentlich — um morgen wieder Jeremy zu sein, nun, dann ist das etwas, das ich gern über mich ergehen lassen will.

Außerdem habe ich sowieso keine Wahl.

Plötzlich reißt er sich los. Ich falle nach vorn und kann mich gerade noch mit zitternden Beinen fangen.

Stonehart tritt einen Schritt zurück und reißt an den Knöpfen seines Smokings. Seine Augen werden vom Mondlicht reflektiert, als sie sich voll und ganz auf mich konzentrieren. Ich fühle mich wie ein Reh, das in der Falle eines Jägers gefangen ist. Dieser undurchdringliche, lustvolle Blick verspricht all die Dinge, die er heute Nacht

mit mir anstellen wird.

Es ist nicht nötig, dass er sie ausspricht. Ein Blick in sein Gesicht genügt.

Seine breiten Schultern lassen die beiden Hälften seines Hemdes über seine Brust spannen, als er sich die Jacke auszieht. Er sieht so kräftig aus, so männlich. So unglaublich mächtig.

Meine Atmung ist heftig und schnell. Er beginnt, sein Hemd aufzuknöpfen, um den prächtigen Körper darunter zu entblößen. Seine muskulösen Arme sind lang und schlank. Sein Brustkorb ist hart. Sein Oberkörper weist nirgendwo zu viel Fleisch auf. Wenn man seine Position bedenkt, ist es erstaunlich, dass er die Zeit findet, sich so gut um seinen Körper zu kümmern.

Aber dieses sind nicht die vorherrschenden Gedanken, die mir gerade durch den Kopf gehen. Sie sind einfach nur da, irgendwo im Hintergrund, ein Ausdruck natürlicher weiblicher Wertschätzung, die entsteht, wenn man so einen umwerfenden Mann vor sich hat.

Was ich stattdessen denke, ist, wie verletzlich ich im

Augenblick bin. Es gibt nichts, was ihn heute Nacht zurückhalten wird. Nachdem wir Thalia begegnet sind, weiß ich, dass er ein Ventil für seine Aggressionen benötigt.

Und was auch immer geschieht, dieses Ventil bin ich.

Er greift mich erneut an. Sein Mund landet auf meinem, und er küsst mich fest, während ich zwischen ihm und der Wand stehe. Er drückt seinen Körper in meinen hinein. Sein Knie landet zwischen meinen Beinen, und hält mich dort fest, während er mit seiner Hand nach meine Haaren sucht. Ein ungebetenes Wimmern entweicht mir, als er daran zieht, sodass mein Gesicht nach oben zeigt und ihm Zugang zu meinem Nacken gewährt.

Er presst seinen Mund auf meinen und küsst mich mit unverfrorener Leidenschaft, Zorn und Wut.

Und ich beginne zu reagieren.

Ich befreie mich von meinen Sorgen, als die tiefe Hitze seines Kisses meinen Körper entflammt. Leidenschaft und Lust werden zum Leben erweckt, als ich seinen Kuss erwidere. Vor langer Zeit habe ich mir selbst

versprochen, dass ich kein passives Opfer mehr von Stoneharts Verdorbenheit sein würde. Obwohl die Ereignisse seit Portland die Dinge zwischen uns definitiv geändert haben, habe ich dieses Ziel niemals aus den Augen verloren.

Es ist bisher nur nicht nötig gewesen, dieses Versprechen mir selbst gegenüber einzulösen.

Zumindest bis jetzt. Heute Nacht will Jeremy es rau. Er *braucht* es rau. Und das ist genau das, was ich ihm geben werde.

Also küsse ich ihn zurück. Ich verwickle meine Hände in seinem Haar und ziehe ihn an mich heran. Er stöhnt, vielleicht vor Überraschung, vielleicht vor Lust. Es ist mir egal. Ich bin scharf und bereit. Ich bin bereit, *ihn* zu ficken.

Die drahtigen Haare auf seiner Brust reiben an meiner nackten Haut, als er seinen Kuss vertieft. Meine Hände wandern von seinem Kopf auf seinen Rücken. Ich kratze in mit meinen Fingernägeln. Die Muskeln unter seiner Haut sind straff. Sie bieten mir nicht viel, woran ich mich

festhalten könnte. Ich grabe mich hinein, ziehe ihn näher an mich heran, brauche ihn enger, will ihn... mehr.

Plötzlich hebt er mich hoch. Meine Beine schlingen sich um seine Taille. Ich verschränke meine Knöchel und klammere mich an ihn.

Nach einigen schnellen Schritten kommen wir neben dem Bett zum Stehen. Jeremy wirft mich darauf. Ich lande, wobei sich mein Haar weit um meinen Kopf herum ausbreitet.

Das winzige Kleid ist weit über meine Taille hinaus hinaufgerutscht. Ich spreize meine Knie weit, öffne meine Beine und gewähre ihm Zugang. Ich lade ihn ein. Das reine, unverfälschte Verlangen, das sich auf seinem Gesicht zeigt, als er meine Muschi sieht, macht mich schärfer als ich es für möglich gehalten hätte.

In mir ist keine Angst mehr vorhanden. Vielleicht hatte ich während der schweigsamen Fahrt zurück zum Hotel etwas davon in mir verborgen. Aber dies ist nun verschwunden. Verdammt, vielleicht hatte ich sogar den Eindruck, dass es sich in etwas sehr Schreckliches

verwandeln könnte, als Stonehart mich davor warnte, auch nur ein falsches Wort von mir zu geben. Aber wenn dies das Ventil für seine Aggressionen ist... wenn dieses das ist, was er benötigt, um seinen Zorn zu besänftigen... zum Teufel, ich bin mehr als bereit!

»Fick mich!«, keuche ich. Ich erkenne meine eigene Stimme kaum wieder. Oder die Worte, die mir wie natürlich über die Lippen gehen. »Fick mich, Jeremy! Halte nichts zurück!«

Das Aufblitzen von etwas, das Belustigung sehr ähnlich ist, flackert über sein Gesicht. Noch bevor ich einen zweiten Blick darauf werfen kann, ist es verschwunden.

»Ich glaube nicht, dass du bisher jemals darum gebeten hast, gefickt zu werden«, murmelt er, während er auf das Bett steigt. Ich winde mich unter dem mächtigen Verlangen in seinen Augen.

Der Umriss seines Schwanzes drückt gegen seine Hose. Er erfüllt mich mit einem sehr dringlichen Verlangen. Er rückt näher, berührt mich aber nicht. »Du

willst mich heute Nacht, oder nicht?«

Das ist so eine lächerliche Frage, ich weiß nicht einmal, wie ich darauf antworten soll. *Er* war derjenige, der in dem Moment anfing, als wir durch die Türen der Suite traten. *Er* war derjenige, der mich gegen die Wand stieß und begann, mich zu küssen. Und nun, da ich vollkommen verwundbar und entblößt vor ihm liege, nimmt er sich die Zeit zu *fragen*?

Vielleicht möchte er hören, wie ich bettle. Es ist ganz bestimmt nichts, was ich je zuvor in seiner Gegenwart getan hätte — nicht wenn er so aggressiv war.

»Jeremy...«, sein Name fällt wie ein vergessenes Gebet von meinen Lippen. Ich kann den Satz nicht einmal beenden. Mein Verstand ist so durcheinander. Ich bin schon so weit in den Schmerzen irgendeiner ungezügelten und vollkommen einzigartigen Leidenschaft verloren.

Mein Brustkorb hebt sich mit jedem Atemzug. Obwohl er mich nicht berührt hat, seitdem er mich auf das Bett geworfen hat, pulsiert Erregung durch meinen gesamten Körper hindurch.

Die Matratze senkt sich, als er näher an mich heranrückt. Auf seinen Knien ragt er bedrohlich vor mir auf. Er positioniert sich zwischen meinen Beinen. Ich balle meine Hände zu Fäusten und greife nach der Decke. Die Erwartung bringt mich um.

»Nimm mich!«, sage ich. Ich wende mich in seine Richtung. »Oh, lieber Gott, Jeremy, nimm mich einfach!«

Ein düsteres Lächeln umspielt seine Lippen. Er beugt seinen Kopf nach unten und schaut mich mit einem neckischen, wissenden Blick an.

»Ich habe nicht erwartet, dass du so empfänglich bist«, murmelt er und lässt einen Finger an meinem Schienbein hinuntergleiten. »Was für eine Überraschung.«

»Hör auf, Zeit zu verschwenden und fick mich!« Die Worte schießen aus meinem Mund hervor, bevor ich sie zurückhalten kann.

Schockiert werfe ich eine Hand über meinen Mund. Ich habe noch nie zuvor versucht, ihm *Befehle* zu erteilen.

Er lacht.

»Weißt du«, sagt er mit einer leisen und gefährlichen

Stimme, »ich habe dir dies noch nie zuvor gesagt, aber wenn es etwas gibt, das ich *hasse*...«, er führt meinen Fuß an seinen Mund und saugt an meinen Zehen, einen nach dem anderen, »dann ist es, wenn mir vorgeschrieben wird, was ich im Bett tun soll.«

Ich speichere diese Information in meinem Hinterkopf ab, bevor ich zu dem Augenblick zurückkehre. Sie könnte sich in Zukunft nützlich erweisen.

»Du sagst mir also, dass du gefickt werden willst«, stellt er fest und fährt mit dem quälenden Necken mit seiner Zunge fort. »Das wäre normalerweise kein Problem, denn ich will *dich* ficken.« Er legt meinen Fuß ab und rückt noch näher. Seine Hände gleiten über meine gespreizten Schenkel vor und zurück. Die Berührung ist so leicht und so neckend und der Stelle, an der ich sie eigentlich spüren möchte, so wahnsinnig nahe, dass die Erwartung unerträglich wird.

»Das Problem, Lilly«, fährt er fort, während er weiterhin an meinem nackten Fleisch auf und ab streichelt, »liegt darin, dass wir damit die Spannung aus der

Gleichung entfernt haben.«

Ich starre ihn ungläubig an. Will er mich verarschen?
Die sexuelle Energie zwischen uns ist so hoch, dass ich
Angst habe, der Raum könnte Feuer fangen!

»Du willst gefickt werden. Ich will dich ficken.
Verstehst du, wie mich das in eine Zwangslage bringt?«

»Nein«, sage ich. Dieser Mann ist vollkommen
verrückt! »Wir beide wollen das Gleiche. Also gib es mir
einfach, verdammt noch mal!«

»So ungestüm«, murmelt er, »und doch so unglaublich
verletzlich. Erinnerst du dich an das erste Mal, als wir auf
dem Boden des Sonnenraumes gefickt haben?« Er lächelt
bei der Erinnerung. »Das hat Spaß gemacht.«

Ich erinnere mich daran, wie er sich mir
aufgezwungen hat. Ich erinnere mich daran, wie ich mich
die ganze Zeit über gegen ihn und seine Handlungen
gewehrt habe.

»So...«, sagt er und lehnt sich nach vorn, sodass sein
Körper über mir schwebt, »hatte ich mir den heutigen
Abend vorgestellt. Aber...«, seine Hand streichelt zärtlich

meine Wange, »ich fürchte, das wird nicht möglich sein, wenn du willig bist.«

»Das ist lächerlich!«, sage ich. Meine Stimme klingt wie etwas zwischen einem Wimmern und einer Bitte. »Jeremy... fick mich einfach!«

»Nein.« Sein Finger streicht an der Seite meines Halses hinunter. »Noch nicht. Nicht jetzt. Du willst umgehende Befriedigung, Lilly. Ich beabsichtige... dich warten zu lassen.« Er lehnt sich hinunter und beißt mir in den Nacken. »Dich zu erregen.« Sein Mund bewegt sich zu meinem Schlüsselbein. »Dich... feucht zu machen.«

Als sein Kiefer über meine Brust streicht und er eine meiner Brustwarzen in den Mund nimmt und hineinbeißt, muss ich mich beherrschen, nicht aufzuschreien. Ich will ihn so sehr in mir haben, dass es weh tut. Aber aus irgendeinem perversen Grund scheint der Mann diesen Gedanken neuerdings abzulehnen.

Er schaut zu mir auf. »Deine Brüste schmecken göttlich«, sagt er. Dann fährt er damit fort, sich seinen Weg meinen Körper hinab zu suchen. Sein Kopf bewegt sich

zwischen meinen Brüsten, über meinen Bauchnabel bis hin zu meinem entflammt und sehr empfänglichen Geschlecht. »Aber ich wette, du schmeckst hier unten noch viel besser.«

Ich stöhne und wölbe meinen Rücken, als er seine Zunge einmal über meine Klitoris gleiten lässt. Diese kurze Berührung erweckt die unglaublichsten Gefühle zum Leben. All meine Nerven liegen bereits blank. Und doch hat er gerade erst begonnen!

Er teilt meine Schamlippen mit zwei Fingern und lässt seine Zunge mit einer glatten, langsamen Bewegung in mich hineingleiten.

»Oh mein Gott.« Ich schließe meine Augen und lasse meinen Kopf nach hinten fallen. »Oh mein Gott, Jeremy! Ich kann es nicht ertragen.«

»Ich weiß, wie ich meine Frauen behandeln muss«, sagt er. Bevor ich genauer über diese Andeutung nachdenken kann, spüre ich wieder seine Zunge, die damit fortfährt, rhythmisch und langsam meine Falten zu erforschen.

Jedes Lecken ist himmlisch. Es ist nicht das barsche, aufgebrachte Ficken mit dem Finger von vorher, als ich gegen die Wand gelehnt war. Dies ist langsam und sinnlich. Es ist nicht das, was ich erwartet hätte, noch nicht einmal vor wenigen Minuten. Es ist ganz anders als alles, worauf ich mich hätte einstellen können, als ich mit ihm im Taxi saß.

Aber ich weiß, dass Jeremys Laune sich wie im Flug ändern kann. Wenn er der langsame und fürsorgliche Geliebte sein will, nun, das kann ich nicht ändern.

Es macht mich nur stinksauer, dass ich ihn in diesem Augenblick fest und schnell haben will.

Ein weiteres Lecken an meiner Spalte entlang. Blitzartig entweicht die Luft meinen Lungen. Ich kann das bekannte Kribbeln eines Höhepunktes spüren, der sich langsam nähert.

Jeremys Finger beteiligen sich. Er dringt mit einem in mich ein, zieht ihn langsam und gleichmäßig wieder hinaus und passt sich dem rhythmischen Lecken seiner Zunge an. Ein weiterer schließt sich an und dann ein dritter, was mir

ein köstlich gedehntes Gefühl gibt.

Der Druck baut sich auch weiterhin in mir auf und verspricht, sich in den wunderbarsten Orgasmus zu verwandeln, den ich jemals mit diesem Mann erlebt habe.

Vielleicht hatte er Recht. Vielleicht wusste ich tatsächlich nicht, worum ich bat, als ich ihm gesagt habe, ich wollte gefickt werden. Vielleicht ist langsam und zärtlich und ruhig genau das, was ich brauchte —

Meine Augen fliegen auf. Es hat nichts mit dem zu tun, was Jeremy dort unten tut. Sie öffnen sich aufgrund meines letzten Gedankens: *Könnte Jeremy tatsächlich meine Bedürfnisse vor seine stellen? Könnte er das ... in diesem Augenblick tun?*

Könnte das die Erklärung hinter dem Ausdruck »nicht genügend Spannung enthalten« sein?

Könnte er sich direkt vor meinen Augen von ganz allein von Stonehart in Jeremy verwandelt haben?

Der Höhepunkt überkommt mich und spült jeden bewussten Gedanken weg. Durch meine abgelenkten Gedanken habe ich ihn teilweise selbst zerstört. Aber er

fühlt sich trotzdem unglaublich an, allein wegen dem, wofür er steht. Das Auftauchen von Stoneharts Persönlichkeit im Taxi bereitete mir Sorgen — außerordentliche sogar — darüber, wie weit wir uns zurückentwickelt haben könnten. Aber dieser... dieser wunderbare Wechsel, der von den eigenen veränderten Bedürfnissen des Mannes angeregt worden war... lässt mich glauben, dass ich Jeremys Geständnis an dem Abend, an dem er mir das Halsband abgenommen hat, zu wenig vertraut habe.

Vielleicht war er *tatsächlich* aufrichtig. Vielleicht war das seine wahre Persönlichkeit, die sich wirklich öffnete und die Gefühle für mich zugab, die sie bisher im Innersten verborgen hatte.

Vielleicht. Ich habe jetzt weder die Zeit noch die Energie oder das Bedürfnis zu viel dort hineinzuinterpretieren. Als ich zurück zur Erde schwebte, weiß ich nur, dass ich den Dingen in Zukunft mit einer neuen Perspektive entgegentreten werde — wie auch immer sie sich entwickeln mögen.

Kapitel Zwei

Jeremy schaut mich durch schwere Lider hindurch an. Lust ist immer noch deutlich auf seinem Gesicht zu erkennen. Genauso wie es sein sollte. Ich hatte mein Vergnügen. Ich habe ihm seines noch nicht gegeben.

»Ich bin dran«, sage ich und drücke mich hoch. Mein Körper summt immer noch von den Überbleibseln meines letzten Höhepunktes. Aber das Versprechen nach mehr lässt mich bereitwillig fortfahren.

»Lehn dich zurück!«, befiehlt Jeremy. »Ich bin noch nicht fertig mit dir.«

»Oh, nein!« Ich gebe ihm meinen besten verführerischen Blick. »Du hattest deinen Spaß. Nun bin ich an der Reihe, mich zu revanchieren.«

Ein dunkler Schatten streift über sein Gesicht. Im nächsten Augenblick drücke ich meinen Körper gegen seinen, ergreife seine Schultern und küsse ihn fest. Er fällt

nach hinten und stützt sich mit einer Hand auf der Matratze ab. Ich klettere auf seinen Schoß. Ich spüre den harten Umriss seiner Erektion unter mir. Während wir uns küssen, beginne ich, meine Hüften vor und zurück über den gespannten Stoff kreisen zu lassen.

Jeremy stöhnt. Ich habe nichts dagegen, bei der Bewegung meiner Hüften ebenfalls ein wenig Lust zu verspüren. Ich bin empfindlich und wund. Aber ihn auf diese Weise zu erregen, hat etwas Unartiges an sich. Ich bin gern bereit, das leichte Unbehagen zu ignorieren.

»Verdammtd, Lilly«, knurrt Jeremy. »Das fühlt sich... Mist!«

Ich lächle und drücke beide Handflächen gegen seinen Brustkorb. Er ist stärker als ich und könnte leicht widerstehen. Aber er versteht mich. Sein Rücken fällt aufs Bett, und nun bin ich diejenige, die mit gespreizten Beinen auf ihm sitzt.

Unsere Blicke treffen sich. In seinen Augen ist immer noch eine Spur übrig gebliebener Aggressivität zu erkennen, und dort befindet sich auch immer noch ein

Hauch der allgegenwärtigen Dominanz. Und dennoch erkenne ich dort auch eine unerwartete Sanftheit. Als er mich von seiner ausgestreckten Position unter mir auf dem Bett aus anschaut, glaube ich, einen flüchtigen Eindruck von... *Verletzlichkeit* zu erhaschen.

Ich hätte nie gedacht, dass ich so etwas in Jeremy Stonehart jemals entdecken würde — nicht nach allem, was er mir angetan hat. Vielleicht lege ich viel zu viel in einen einzigen Blick hinein. Vielleicht bin ich genauso verloren und von der himmlischen Verwandlung verführt, die dieser Augenblick angenommen hat. Aber irgendwo tief in mir drinnen glaube ich, dass ich zu ihm durchdringen könnte. Ich könnte — und dieses war selbst vor einer Woche noch unvorstellbar — ihn tatsächlich ändern.

Oder es könnten die Hormone sein, die zu mir sprechen. Gott weiß, dass ich momentan nicht klar denken kann. Ich sollte wahrscheinlich einfach aufhören zu denken, aufhören zu analysieren, und mich in dieser Nacht mit ihm verlieren.

Aber seine Augen... sein Gesicht... seine kräftigen,

männlichen Züge, denen die fast schwarzen Dunkelheit des Schlafzimmers irgendwie eine zusätzliche Tiefe verleiht... was ich in ihnen erkenne, kann ich einfach nicht von der Hand weisen.

Natürlich hat sich nichts geändert. Die Warnung, die er mir im Auto gegebenen hat, gilt immer noch. Das Treffen mit Fey und ihrer Mutter morgen könnte immer noch katastrophale Folgen für mich haben.

Darüber mache ich mir keine Sorgen. Ich weiß nur, ich *spüre* nur, dass irgendwie, irgendwo zwischen dem Punkt, als Stonehart mich gegen die Wand gepresst und verlangt hat, dass ich ihm Sex gebe, und jetzt, wo er auf diese unerwartet zärtliche und sanfte Weise zu mir hochschaut, er sich in Jeremy verwandelt hat.

Die Umwandlung ist direkt vor meinen Augen geschehen und, obwohl sie fast unmerklich war, kann ich doch spüren, dass es einen Unterschied *gibt*.

Seine Hände umkreisen meine Taille. Ich bewege auch weiterhin meine Hüften und lasse sie mit langsamem, sinnlichen Kreisen rotieren. Der Stoff seiner Hose fühlt

sich rau an meiner Haut an. Ich kann spüren, wie sein Schwanz gegen die Begrenzung seiner Hose presst. Lust ist auf seinem Gesicht deutlich zu erkennen.

»Du hast dir mit mir Zeit gelassen«, sage ich und werfe ihm einen Blick zu. Ich lasse meine Hände über die festen Ebenen seines Körpers gleiten und liebe die Art, wie seine Bauchmuskeln sich mit jedem Atemzug unter meinen Fingern verfestigen. »Ich denke, vielleicht bin ich nun an der Reihe, das Gleiche mit dir zu tun.«

Ich beuge mich hinunter und küsse ihn. Er erwiderst meinen Kuss umgehend, ohne sich zurückzuhalten. Seine Zunge erforscht meinen Mund und kräuselt sich mit dieser verführerischen Bewegung in meinem Mundwinkel, in deren Abhängigkeit er mich getrieben hat.

Ich beginne, mit meinem Mund seinen Körper hinunterzuwandern, und erforsche die harte Festigkeit seiner Muskeln mit meiner Zunge. Kuss, Kuss, *Biss*. Seinen Nacken hinunter. Kuss, Kuss, *Biss*. Über seinen Bauch. Kuss, Kuss, *Biss*. Wieder bei seinem Brustkorb angelangt ergreife ich seine Brustwarze mit meinen Zähnen

und ziehe daran, wie er es bei mir getan hat.

»Lilly —«

Ich werfe meinen Kopf in die Höhe, sodass mein Haar aus meinem Gesicht fliegt. Jeremy klingt heiser, und seine Stimme ist voller Verlangen.

Ich sage nichts. Stattdessen fahre ich mit der Erforschung seines Körpers durch meinen Mund fort. Ich lasse meine Zähne über die Mitte seiner Bauchmuskeln streifen und tauche in die zarten Kanten seiner Muskeln hinein. Ich beiße und ziehe an seiner Haut und fahre fort, mich tiefer und tiefer hinunterzuarbeiten.

Mein Mund erreicht seine Gürtelschnalle. Ich zeichne sie mit meiner Zunge nach und spreize dann meine Handflächen auf beiden Seiten seiner Lenden. Ich beuge meinen Kopf nach unten und vergrabe mein Gesicht in seiner Erektion.

»Fuck, Frau«, knurrt Jeremy. »Du bist so... ein... verdammter... Schelm.«

Sein Satz zerfällt jedes Mal in Fragmente, wenn ich mich an ihm reibe.

»Du bist derjenige, der immer noch seine Hose trägt«, sage ich zu ihm. »Aber ich glaube, ich weiß, wie ich das ändern kann.«

Inzwischen habe ich mich von meinem vergangenen Höhepunkt genügend erholt, sodass ich ganz bestimmt wieder für ihn bereit bin. Nein! Ich bin sehr viel mehr als bereit. Ich bin total aufgedreht, voller Sehnsucht und Bedürfnisse. Die Fassade, die ich aufgebaut habe, um so zu tun, als würde ich es langsam angehen lassen, beherrscht mich nicht mehr.

Es ist an der Zeit, mit dem zu beginnen, was wir beide so verzweifelt wollen.

Meine Hände beeilen sich, den Reißverschluss seiner Hose zu öffnen. Jeremy gibt ein Geräusch aus einer Mischung von Freude und Erleichterung von sich, als sein Schwanz hervorspringt. Er ist dick, voller Leben und pulsiert mit Blut. Er befindet sich so nahe an meinem Gesicht, dass ich die Hitze spüren kann, die er abgibt.

»Du hast mir einen geblasen«, sage ich. »Nun bin ich an der Reihe, mich zu revanchieren.«

Jeremys Körper spannt sich an, als er seinen Kopf hebt, um mich anzuschauen. Ich behalte den Blickkontakt bei, lächle ihn schüchtern an... und lecke dann einmal an der Seite seines Schwanzes hinauf.

Er erzittert und fällt nach hinten zurück. Ich habe ihn noch nie zuvor freiwillig in den Mund genommen. Bisher ist mir das immer aufgezwungen worden — entweder in seinem Büro oder in der Dunkelheit oder irgendwo anders, wo es erniedrigend sein sollte.

Als eine Möglichkeit für mich, einen Teil meiner Würde zu bewahren, habe ich es ihm niemals mit meiner vollen Zustimmung mit dem Mund gemacht.

Aber ich tue es jetzt. Meine Lippen legen sich um ihn herum, und ich ziehe ihn tief in meinen Mund hinein. Ich lecke über seine Spitze und lasse meine Zunge an der Seite hinuntergleiten. Ich streiche mit meinen Fingern leicht über seine Hoden und lecke dann an der Unterseite seines Penis über die dicken, pulsierenden Venen. Er stöhnt vor Vergnügen tief auf.

Ich beginne zu saugen und zu lecken und streichele ihn

mit meinen Händen. Ich werde mit einem erneuten, fast verzweifelten Stöhnen belohnt, das Jeremy über mir entweicht.

Wenn er wüsste, dass ich mich bisher zurückgehalten habe... aber er ist nicht dumm. Natürlich weiß er, dass es einen Unterschied zwischen aufgezwungenem Sex und Sex mit beiderseitigem Einverständnis gibt.

»Fuck, Frau«, knurrt Jeremy. Er vergräbt seine Hände in meinem Haar, um meine Bewegungen zu lenken. Ich lasse ihn die Führung übernehmen, wobei die sprudelnden Geräusche zutiefst schmutzig klingen. Es gab eine Zeit, zu der sie mich mit Ekel erfüllt hätten. Nun erregen sie mich nur noch.

Jeremys Schwanz stößt wieder und wieder und wieder gegen meine Kehle. Er beginnt, seine Hüften in mich hineinzupumpen und bringt mich fast zum Würgen. Ich fahre fort, entschlossen, jetzt nicht zu wanken. Ich kann spüren, wie sein Schwanz sich anspannt und sogar noch größer wird. Ich vermute, er ist fast so weit. Ich will, dass er in meinem Mund kommt. Ich will die Hitze seines

Samens spüren und wissen, dass ich diejenige bin, die ihn zum Höhepunkt gebracht hat. Dass ich diejenige bin, die ihn dazu gebracht hat, seinen Verstand zu verlieren.

»Lilly...«, hechelt er. »Fuck, Lilly... ich... Fuck!«

Er bäumt sich auf und kommt. Sein Orgasmus wird von einer Serie rollender Schauer betont, die die Kontrolle über seinen Körper übernehmen. Seine Hände klammern sich in mein Haar, und er hält meinen Kopf eng an sich gedrückt.

Er entspannt sich. Ich hebe meinen Kopf an, um zu ihm aufzuschauen. Sein ganzer Körper glitzert vor Schweiß, und die gekürzten Haare auf seinem Brustkorb funkeln mit diesen prächtigen Tropfen. Ich überzeuge mich davon, dass er mir zuschaut, als ich den Samen, der an meinem Kinn herunterläuft, mit meinem Finger abwische und mir diesen in den Mund stecke, um ihn abzulecken.

Ich schlucke. Eine neue Welle der Erregung überkommt mich, als ich den Ausdruck in Jeremys Augen sehe. Es auf diese Weise zu tun... einen Mann auf diese Weise in mir aufzunehmen... ist etwas, das sich bisher

immer wie ein Tabu angefühlt und sich weit außerhalb des von mir tolerierbaren Rahmens befunden hat. Ich hätte mir niemals vorstellen können, es freiwillig zu tun. Aber heute Abend mit Jeremy... nun, etwas Wildes und Unbesiegbares hat mich überkommen.

Es hat mich in jemand anderen verwandelt. Nein! Es hat mich in jemanden verwandelt, von dem ich niemals geglaubt hätte, dass ich es sein *könnte*.

Eine sexuell Abartige? Eher nicht. Nun, vielleicht *noch* nicht. Aber wenn ich mich jemals auf diesem Pfad bewegen werde, fühlt sich diese Art von Vergnügen ganz bestimmt wie der erste Schritt an.

Und wir haben noch nicht einmal Geschlechtsverkehr gehabt.

Ich ruhe mein Gesicht an seinem Schenkel aus. Er beginnt, mein Haar zu streicheln. Es ist nur eine zärtliche Berührung. Wir bleiben so zusammen liegen, wobei wir beide uns in unseren eigenen Gedanken verlieren.

Dann beginnt, Jeremys Schwanz wieder zum Leben zu erwachen.

»So schnell?«, frage ich, unfähig, ein höhnisches Grinsen zu verbergen.

»Es sei denn, du hast etwas dagegen«, sagt er. Aber ich weiß, dass er das nicht so meint. Selbst *wenn* ich etwas dagegen hätte, würde sein schnell anschwellender Schaft irgendwie eine Erleichterung benötigen. Und ich sehne mich definitiv immer noch nach mehr.

»Zum Teufel, nein«, sage ich. »Aber wir sollten uns zuerst einmal anständig ausziehen.«

Diese Worte wecken etwas Ursprüngliches in uns beiden.

Jeremy erhebt sich und drückt mich aufs Bett. Seine Energie ist zurück und seine Müdigkeit verschwunden. Leidenschaft und Aufregung und schwelende Hitze befinden sich in der Luft. Er küsst mich, und ich stöhne in seinen Mund hinein, während sein Schwanz sich an meine Spalte presst.

Eilig greife ich nach unten, um ihm seine Hose vollkommen auszuziehen, wobei ich seinen perfekten Hintern zusammendrücke. Er hilft mir dabei, sich seiner

letzten Kleidung zu entledigen, die er noch vom Abend her trägt. Er zieht mich nach oben, und ich hebe meine Arme an, als er den dünnen Stoff meines Kleides über meinen Kopf zieht.

Dann sind unsere Münder wieder miteinander verbunden. Unsere Zungen tanzen in einer berauschenenden Mischung aus Leidenschaft und Verlangen und animalischer Lust.

Jeremy fällt auf mich. Ich verschränke meine Beine hinter seinem Rücken und versuche, uns herumzurollen, sodass ich mit gespreizten Beinen auf ihm sitze. Er verhindert die Veränderung unserer Position mit frustrierend wenigen Schwierigkeiten.

»Oh nein«, grummelt er in mein Ohr. »Wenn wir ficken, ficken wir nach *meinen Regeln*.«

Die letzten beiden Worte klingen fast wie ein wildes Knurren. »Ich werde dich fest und schnell nehmen, Lilly-Blume.« Er winkelt seine Hüften an, sodass sein Schaft gegen meinen Bauch drückt. Hitze breitet sich bei seiner köstlichen Berührung in meinem Körper aus.

Ich beiße mir auf die Lippen. Mit jedem sündigen Wort überkommt mich Erwartung. »Ja«, sage ich zu ihm.

»Ja was?«, knurrt er.

»Ja, bitte?«, versuche ich es.

»Nicht gut genug.«

»Jeremy...!«

Er schnalzt mit der Zunge. Eine Hand legt sich um meinen Hals herum. Er zwingt meinen Kopf auf die Seite und keucht in mein Ohr. »Ich möchte hören, wie du bettelst.«

»Bitte, Jeremy«, lächle ich. Meine Brüste sind schwer und empfindlich und zwischen unseren Körpern gefangen. Dies ist die Art von Dominanz, die ich von ihm erwartet habe. Es ist die Art von Dominanz, nach der ich begonnen habe, mich zu sehnen. »Bitte, Jeremy, fick mich jetzt!«

»Besser«, sagt er. »Aber ich will wissen, wie bereit du für mich bist. Denn wenn wir beginnen...«, er lässt seine Wange über mein Kinn gleiten, wobei seine Stoppeln an meiner Haut kratzen, »...halte ich mich nicht zurück.«

»Jeremy, bitte! Bitte, fick mich einfach!«

»Das ist schon besser«, knurrt er. Und mit einer Bewegung seines Körpers und einer Drehung seine Hüfte versinkt er tief in mir drinnen.

Ich schnappe bei diesem ach so willkommenen Eindringen nach Luft. Er ist dick und heiß und gibt mir ein köstlich gedecktes Gefühl. Er beginnt, mit seinen Hüften in mich hineinzupumpen, wobei jeder Stoß Krämpfe des Wohlbehagens durch meinen Körper hindurchsendet.

Er ergreift eine meiner Hände. Aber anstatt sie hinter mir festzuhalten, wie ich es erwartet hätte, presst er unsere Handflächen aufeinander und verschränkt unsere Finger. Er tut das gleiche mit meiner anderen Hand und hält mich fest, während er fortfährt, in mich hineinzustoßen.

Mein Stöhnen und Ächzen vermischt sich mit seinem lustvollen Keuchen. Seine Stöße verwandeln sich in eine animalische Wildheit. Die sanfte Verbindung unserer Hände, diese zusätzliche Verbindung unserer Körper, dämpft irgendwie die Rohheit. Die Geräusche von reinem, grobem Sex erfüllen die Luft. Sein Geruch dringt in meine

Nase ein, und sein Geschmack befindet sich noch heiß in meinem Mund.

Ich bewege meine Hüften im Rhythmus mit seinen, spanne meine inneren Muskeln an und versuche verzweifelt, die Spannung zwischen uns zu erhöhen. Jeremy knurrt und wird noch schneller, noch fester, und rammt mit unnachgiebiger Kraft in mich hinein. Das Bett knarrt. Ich fühle mich, als würde ich in zwei geteilt werden. Die Art, wie er sich benimmt und sich nicht zurückhält ist fast angsteinflößend, wenn man die Intensität bedenkt. Zu wissen, dass ich in diesem Mann eine solche Leidenschaft auslösen kann, dass ich diejenige bin, die ihm eine solch kräftige Reaktion entlocken kann, gibt mir das Gefühl, gänzlich... vollkommen... und restlos...

Ihm zu gehören.

Ich werde dominiert. Ich werde genommen. Ich gebe mich ohne Widerstand oder Vorsicht oder Reue auf. Jede bisherige Beklommenheit wird über Bord geworfen, als ich mich in den Wogen von Jeremys unerbittlicher Leidenschaft verliere.

Er flüstert meinen Namen, als er in mich hineinschießt. Der zweite Höhepunkt überkommt seinen Körper mit einem weiteren kräftigen Zittern. Ich bin auch fast so weit. Fast, aber noch nicht ganz.

Jeremy spürt es. Er *weiß* es. Noch bevor er fertig ist, greift er mit seiner Hand nach unten und verhilft mir zu meinem eigenen Höhepunkt.

»Komm für mich, Lilly-Blume!«, keucht er. »Komm jetzt für mich!«

Der Orgasmus überkommt mich wie auf Befehl. Er schießt mit einer zügellosen Wildheit durch mich hindurch und wird von der Inbrunst seiner Worte angetrieben.

Als es vorbei ist und ich dort keuchend und erschöpft und vollkommen erfüllt unter Jeremy Stonehart liege, schmiegt er sein Gesicht an mein Ohr, entspannt seinen Körper und flüstert:

»Ich glaube, ich könnte mich in dich verlieben.«

Kapitel Drei

Am nächsten Morgen reißt mich das Klingeln des Weckers aus dem Schlaf. Das Geräusch lässt mich hochschnellen und bringt mein Herz zum Rasen. Ich habe ihn nicht gestellt.

Ich kann mich nicht an das letzte Mal erinnern, als ich von einem Wecker aufgeweckt wurde. Das muss gewesen sein, bevor meine Gefangenschaft begonnen hat.

Gefangenschaft. Ich schaue mich im Zimmer um, und da es leer ist, denke ich über das Wort nach. Nach dem gestrigen Abend ist es ein äußerst interessanter Ausdruck.

Wie sonst kann ich mein Leben nennen, seitdem ich aus Yale herausgerissen wurde? Es gibt keine beschönigenden Beschreibungen, die hier passen würden. Ich möchte auch keine beschönigenden Beschreibungen verwenden. Sie zeugen von Angst. Sie umgehen die wahre Bedeutung des Wortes.

Und trotzdem... »Gefangenschaft« erscheint mir nicht das richtige Wort zu sein. Nicht mehr. Nicht nach der Art und Weise, wie Jeremy — ja, Jeremy, nicht *Stonehart* — sich letzte Nacht von der aggressiven, dominanten Persönlichkeit in die weichere, sanftere verwandelt hat. Es passierte in einem unerwarteten Augenblick, als die Emotionen überkochten. Ich war immer noch voller Angst, und er war immer noch über die Begegnung mit Thalia verärgert.

Und dann hatten wir Sex... verrückten, überwältigenden Sex... während dem ich dachte, er würde sich nur etwas von mir nehmen. Nehmen, nehmen und niemals etwas zurückgeben.

Aber so war es nicht. Die Aggressionen waren immer noch da. Sie waren immer noch das Ventil für all unsere aufgestauten Emotionen, für all die sich verändernden und verlagerten Sehnsüchte und Gedanken und Leidenschaften, die in unseren Köpfen umherschwirrten. Aber letzte Nacht hatte der Sex eine Bedeutung. Eine Bedeutung auf eine Weise, die ich niemals hätte erwarten können. Eine Bedeutung, denn er war so anders als jeder andere, den

wir jemals zuvor gehabt hatten.

In der Vergangenheit gab es einen klaren Zwiespalt in meinem Kopf. Sex mit Stonehart würde rau, schnell und gewalttätig sein. Es ging darum, dass er mir antat, was immer er wollte. Es ging darum, dass er meinen Körper basierend auf meiner angeblichen Einwilligung in den Vertrag benutzte. Es ging darum, dass er mich nur wenig besser behandelte als ein leeres Gefäß für seine perversen Fantasien.

Und dann ist da der Sex mit *Jeremy*. Das erste Mal, dass er stattfand — obwohl ich damals den Unterschied nicht zu schätzen wusste — war, als er meine Hand nahm und mich in sein Schlafzimmer führte. An dem Abend ganz zu Anfang meines Aufenthaltes mit ihm war er sanft, zärtlich und liebevoll. Er zeigte mir eine Seite von ihm, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Eine Seite, von der ich niemals hätte vermuten können, dass sie existiert, als ich mitten im Sonnenraum an die Säule gefesselt war.

Und von dem Zeitpunkt an setzte der Sex sich fort — je nach seiner Stimmung. Ich konnte im Voraus sagen,

welche Seite er mir zeigen würde. Ich konnte es an der Art sehen, wie er mich anschaute, an der Art, wie er sich verhielt und auf meine Handlungen und Kommentare reagierte.

Damals waren die Dinge sehr klar. Ja, mein Leben war bestimmt von Unsicherheit über die Zukunft, über seine Absichten und über das, was als nächstes kommen würde. Aber der Unterschied war zumindest in dieser einen Beziehung offensichtlich. Wenn er wütend, verärgert oder launisch war, bekam ich Stonehart-Sex. Wenn er ruhig, entspannt und sorglos war, bekam ich Jeremy-Sex.

Und doch verschwammen die Grenzen letzte Nacht. Seitdem ich in dem Schlafzimmer seiner tropischen Villa aufgewacht bin, seit dem Abend, an dem er das Halsband entfernt hat und danach so zärtlich und so süß zu mir war, habe ich nur die Jeremy-Seite von ihm erlebt.

Bis zu der Begegnung mit Thalia gestern Abend. Während der Fahrt zu diesem Hotel grübelte er. Ich konnte spüren, wie Wut in ihm aufstieg. Die Stille machte mir große Angst. Ich dachte, das würde bedeuten, dass wir uns

einen Schritt zurückentwickeln würden. Ich dachte, er hätte seine Meinung geändert, und ich war wieder seine unwillige Gefangene, sein Häftling, seine Sklavin. Seine Untergebene. Ich dachte, dass all die Freiheiten, die mir während unserer Zeit in der Sonne gewährt waren, ausgelöscht würden, und nicht reeller waren als der Geist einer Illusion. Er würde wieder zu Stonehart werden.

Er würde zu Stonehart werden und für immer Stonehart *bleiben*.

Ich fürchtete, dass das Auftauchen von jemandem aus meiner Vergangenheit das auslösen würde. Dass ihn das an die Gründe erinnern würde, warum er mir das antut — die Gründe, die mir *immer noch nicht* bekannt sind — und dass wir in das Unbehagen zurück katapultiert würden, als ich in seinem Haus gefangen und zu hilflos war, um für mich selbst zu sorgen.

Aber es hat sich herausgestellt, dass das nicht der Fall ist. Jeremy schäumte vor Wut, als wir das Gebäude erreichten. Er war in der Stimmung für Gewalt. Ich glaubte nicht, dass etwas anderes als der raueste Sex ihn

befriedigen würde. Ich erwartete, dass er die volle Kontrolle über meinen Körper ergreifen würde, genau so, wie er es jede Nacht getan hatte, als ich auf dem Sessel in der Dunkelheit gefangen war.

Und so begannen die Dinge. Aber zu einem bestimmten Zeitpunkt *änderte* sich seine Stimmung aus einem bestimmten Grund.

Oder vielleicht wäre es besser zu sagen, dass seine Persönlichkeit sich änderte — dass er wieder zu Jeremy wurde. Der Zorn und die Dominanz und die Aggressionen waren alle immer noch da. Man kann solch feurige Emotionen nicht nur allein durch den Willen besänftigen, egal wer man ist. Aber sie wurden von etwas anderem in ihm drinnen gedämpft. Etwas — und es erstaunt mich immer noch, es auf diese Weise zu sehen — das von *mir* verursacht wurde.

Oder eher von seiner Sorge um mich. Nach letzter Nacht habe ich keine Zweifel mehr: Auf irgendeine Weise mag Jeremy Stonehart mich.

Ich seufze schwer und schaue mich im Zimmer um.

Der Wecker hat schon vor langer Zeit aufgehört zu klingeln. Ich muss ihn ausgeschaltet haben, während ich in Gedanken versunken war. Von Jeremy gibt es keine Spur. Wo ist der Mann?

Ich runzele die Stirn. Vielleicht war es das Gefühl aufzuwachen und das Bett leer vorzufinden, das mich mit so viel Adrenalin in meinem Blut hochschießen ließ, als ich aufwachte. Vielleicht war es nicht das unablässige Klingeln. Nach den Worten, die er mir ins Ohr geflüstert hat, bevor er einschlief, erwartete ich, ihn in meiner Nähe vorzufinden.

Ich glaube, ich könnte mich in dich verlieben, hat er gesagt. War das ein Zugeständnis — sein erstes Zugeständnis — von *Liebe*?

Nein. Ich schüttle meinen Kopf. Liebe und Jeremy Stonehart vertragen sich genauso gut wie Öl und Wasser. Keine zwei Dinge könnten weiter voneinander entfernt sein. Er hat mir einen Teil seiner Lebensgeschichte erzählt. Alles, was er getan hat, alles, was er sich selbst erschaffen hat. Das kalte, einsame Imperium, das er

aufgebaut hat, basiert genau auf der Abwesenheit dieses Gefühls. Auf der vollständigen Ablehnung davon.

Ich frage mich für einen kurzen Augenblick, wie weit zurück der Schaden reichen mag. Ich kenne nur Kleinigkeiten aus seiner Kindheit. Ich weiß, dass seine Mutter wichtig für ihn war. Ich weiß, dass er seinen Vater und seine Brüder verabscheute.

Ich weiß auch, dass die tiefverwurzelten Probleme, die nun in seinem Verhalten offensichtlich sind, von dort herrühren müssen. Um Jeremy zu verstehen... um diesen Mann wirklich zu verstehen... muss ich genau wissen, was in seiner Kindheit passiert ist.

Ich drücke mich nach oben. Die karibische Sonne scheint durch die Fenster des Raumes. Gestern Abend hatte ich nicht die Möglichkeit zu sehen, wie hoch oben wir uns befinden. Aber nun, wenn ich hinaus auf das wunderschöne, glitzernde Meer und die majestätischen Palmen schaue, die den leeren, weißen Strand umgeben, kann ich sehen, dass diese eine der höchsten Suiten in der Stadt ist.

Ich schaue mich um und suche nach einigen Kleidern. Da ich keine finden kann, wickle ich das weiße Laken um meinen Körper herum und gehe zum Fenster. Ich berühre das Glas. Es fühlt sich kalt und glatt an. Ich kann etwas von der Hitze der Morgensonne spüren. Im Großen und Ganzen funktioniert die Klimaanlage im Zimmer perfekt.

Ich frage mich wieder, was mit dem Überbleibsel meines Kleides passiert ist. Nicht, dass ich es jemals wieder tragen könnte — nicht nachdem Jeremy die Vorderseite aufgerissen hat. Aber der rote Stoff hatte etwas an sich, das mir gefiel.

Es war nicht nur der finanzielle Wert. Ich habe schon viele teure Kleider in Jeremys Haus getragen. Es war nicht einmal seine Form oder sein Schnitt.

Nein, das waren nicht die Qualitäten, die ich an dem Kleid mochte. Ich *mochte* sie. Aber sie waren nicht das, was das Kleid zu etwas Besonderem machte.

Ich glaube, es war einfach seine Bedeutung. Ich habe das Kleid getragen, als ich mich zum ersten Mal mit Jeremy in der Öffentlichkeit zeigte. Das genügt, um es für

mich zu etwas Besonderem zu machen. Wenn die Dinge so geendet hätten, wie ich es vermutet habe, wenn der Abend sich nach der deutlichen Warnung im Auto so entwickelt hätte, wie ich es erwartet habe, hätte ich mit dem Kleid nichts zu tun haben wollen.

Aber die Dinge kamen anders. Doch was auch immer geschieht, ich muss jetzt herausfinden, wo ich mit dem Mann stehe.

Schon wieder.

»Jeremy?«, rufe ich aus und drehe mich vom Fenster weg. Ich werfe einen kurzen Blick auf den nackten Betonpfeiler, wo gestern Abend unser Abenteuer begann, und unterdrücke ein kleines Kichern. »Jeremy, wo bist du?«

Ich gehe aus dem Schlafzimmer hinaus und spülze meine Ohren, um einen Hinweis auf seine Gegenwart zu erhaschen. Vielleicht ist er unter der Dusche? Gott weiß, nach letzter Nacht bräuchte ich eine. Aber an das Schlafzimmer schließt sich ein Badezimmer an, und ich höre nicht, wie das Wasser läuft.

Natürlich ist die gesamte Suite umwerfend. Ich wäre nicht überrascht, wenn es die teuerste in der gesamten Stadt wäre. So lebt Jeremy nun einmal. Die Zimmer sind groß, und die Decke ist hoch. Sehr viel natürliches Sonnenlicht scheint hinein, was die Suite noch größer erscheinen lässt und ihr ein Gefühl von höchster Extravaganz verleiht. Die wenigen hölzernen Möbelstücke sind hell und passen zu dem karibischen Lebensstil. Ich entdecke sogar ein oder zwei Kokosnüsse, die auf dem Tresen und in den Regalen herumliegen.

Mein Magen knurrt und erinnert mich daran, wie lange es schon her ist, seitdem ich das letzte Mal gegessen habe. Ich brauche unbedingt eine gute Mahlzeit, die mich auf den Tag vorbereitet —

Mist. Mitten auf meinem Weg zum Kühlschrank bleibe ich wie angewurzelt stehen. Ich soll mich heute Morgen eigentlich mit Thalia und Fey treffen. Eigentlich sollten Stonehart *und ich* uns beide mit ihnen treffen. Ich habe keine Ahnung, wie seine Pläne dafür aussehen.

Ich vergesse all meine Gedanken an etwas zu essen,

lässe mich auf einem Stuhl nieder und klopfe mit meinen Fingernägeln auf den Marmortresen.

Wo ist Jeremy? Er ist derjenige, der dieses Treffen arrangieren soll. Alles daran hängt von ihm ab. Und er hat noch keine Regeln festgelegt oder mich von seinen Erwartungen unterrichtet.

Jetzt wäre der perfekte Augenblick, das zu tun, während wir noch immer einige Stunden Zeit haben.

Angst wandert meinen Rücken hinauf und entwickelt sich zu einem Knoten in meinem Magen bei dem Gedanken daran, Fey zu treffen. Wie wird sie reagieren, wenn sie mich mit Jeremy sieht? Ihre Mutter hat ihr mit Sicherheit erzählt, mit wem sie mich zusammen getroffen hat... oder vielleicht auch nicht... aber auf alle Fälle möchte ich nicht, dass sie auch nur andeutungsweise das Gleiche denkt wie Thalia: dass ich meine Freundinnen verlassen habe, da ich mein Leben auf Jeremy Stoneharts Niveau »angehoben« habe.

Ich kann mir die Regeln, die Jeremy festlegen wird, in etwa vorstellen. Ich bin kein Dummkopf. Dieses ist nicht

mein erstes Rodeo mit ihm. Er wird mir sagen, ich solle vage und unverbindlich sein. Er wird mir sagen, dass ich nicht davon sprechen darf, was mir während der Monate, nachdem der Vertrag bei Corfu begonnen hat, passiert ist.

Kurzum, er wird mir sagen, ich soll ein kaltes, distanziertes Miststück sein.

Ein hinterhältiger Gedanke steigt in meinem Hinterkopf auf. Könnte ich dieses Treffen irgendwie zu meinem Vorteil nutzen? Könnte ich Fey gegenüber andeuten, dass ich ihre Hilfe brauche, ohne dass Jeremy es mitbekommt?

Aber... die Sache ist die... ich bin mir nicht sicher, ob ich ihre Hilfe überhaupt brauche. Nicht wirklich. Nicht jetzt. Meine Ziele und Bedürfnisse und Motivationen bestehen nicht einfach nur darin, von Jeremy wegzukommen. Nicht mehr.

Noch vor einem Monat hätte ich jedes Fünkchen meines Verstandes, das ich besitze, dazu benutzt, Hilfe von außen herbeizurufen, wenn ich so eine zufällige Begegnung gemacht hätte. Um Fey über die Realität meiner Situation

aufzuklären. Sie dazu zu bringen, jemanden, irgendjemanden in der Außenwelt darüber zu informieren, was Jeremy Stonehart mir antut.

Aber meine zukünftigen Pläne sind heimtückischer als das. Ich habe Paul nicht vergessen. Eine Nacht heißer Sex hat nicht meine Erinnerung an jede Verderbtheit ausgelöscht, derer Jeremy Stonehart sich schuldig gemacht hat. Seine wachsende Zuneigung kann meine Entschlossenheit nicht beeinflussen.

Ich muss nahe an Jeremy herankommen. Lange genug, sodass er tatsächlich nicht aufpasst. Nahe genug, sodass er beginnt, sich wohl, sicher und geborgen mit mir zu fühlen.

Erst dann werde ich meine Rache nehmen. Erst dann werde ich meine Vergeltung bekommen. Ich muss nicht von ihm wegkommen. Ich muss mich näher an ihn heranschleichen.

Und im Augenblick bin ich genau auf dem richtigen Weg.

Das bedeutet, ich habe nur eine Möglichkeit, wie ich mich während des Treffens verhalten kann:

Ich muss Stoneharts Haustier sein.

Ich werde mich Fey gegenüber distanziert verhalten müssen. Das wird auch ohne Jeremys Regeln nötig sein. Vielleicht werde ich die Annahme ihrer Mutter zu meinem Vorteil nutzen. Vielleicht *sollte* ich es so aussehen lassen, als hätte ich meine Freundinnen verlassen, um Zugang zu einem privilegierter Leben zu erhalten.

Es tut weh, das zu tun. Fey und Sonja sind meine einzigen beiden langfristigen, treuen Freundinnen gewesen. Als ich aufwuchs, war ich immer eine Außenseiterin. Wir sind so oft umgezogen und haben so oft unsere Wohnungen gewechselt. Es fällt mir nicht leicht, diese Brücke hinter mir abzubrechen.

Aber zur gleichen Zeit muss ich unserer Freundschaft vertrauen. Ich muss hoffen und mir wünschen, dass eines Tages in der Zukunft, nachdem ich meine Rache bekommen habe, nachdem ich Jeremy Stonehart auf seine Knie gezwungen habe, wenn die Wahrheit herauskommt, dass diese Freundschaft genügen wird, damit Fey mir vergibt.

Es ist ein ernüchternder Gedanke. Ich weiß nicht, wie

groß die Wahrscheinlichkeit dafür ist. Aber ich kann das nicht kontrollieren. Ich muss mich vollkommen meinem Zweck verpflichten. Ich darf nicht wanken. Nicht jetzt. Ich muss entschlossen sein. Um zu bekommen, was ich will, muss ich Fey abweisen.

Es ist eine deprimierende Art, den Tag zu beginnen. Die Freude, die ich hätte empfinden können, meine alte Freundin zu sehen, ist nicht länger möglich.

Ich höre, wie sich hinter mir eine Tür öffnet. Ich wirbele herum und höre Jeremys Stimme.

»Ja. Ja, das stimmt. Es wird beobachtet werden. Ich möchte sicher gehen, dass es keine Unterbrechungen gibt. Ich kann das nicht riskieren, verdammt noch mal! Das wissen Sie doch am besten.«

Er klingt... nicht wirklich ärgerlich, sondern eher nachdrücklich. Ich bin nicht so naiv, wahren Zorn von Jeremy zu erwarten, wenn er mit jemand anderem zu tun hat. Eigentlich habe ich nur ein einziges Mal tatsächlichen Zorn in Jeremys Stimme gehört, als wir in der Limousine gesessen haben und ich ihn wegen seiner Sekretärin in die

Mangel genommen habe.

»Ja«, fährt er fort.« Schauen Sie, dass Sie das tun. Ich werde ein Versagen in dieser Angelegenheit nicht tolerieren. Unser Auftreten ist jetzt wichtiger als je zuvor. Wir müssen unsere Aktien vor der Eröffnung hochtreiben. Jeder Ausrutscher wird schädlich sein für alles, was wir aufgebaut haben. Trommeln Sie Ihre besten Leute zusammen. Sie haben eine Stunde Zeit. Auf Wiedersehen.«

Jeremy betritt den Raum in dem Moment, in dem er die Unterhaltung beendet. Er sieht mich hinter dem Tresen. Ich erkenne Dunkelheit in seinen Augen. Sie verblasst umgehend als er mich erblickt.

Er sieht... makellos aus, wie immer. Er trägt weiße Leinenshorts und hellbraune Segelschuhe, zweifellos eine der teuersten Marken. Jeder Schritt, den er nimmt, betont die harten Muskeln seiner tiefgebräunten Waden, die sich von dem Weiß abheben. Ein Gürtel aus Schlangenleder, der die gleiche Farbe wie seine Schuhe hat, hebt seine schmale Taille hervor. Die Ärmel seines Freizeithemdes sind aufgerollt, und die Knöpfe sind bis zur Mitte seiner

Brust geöffnet. Das Hemd hat den leichten Ton einer lachsrosa Farbe.

Wenn er die Absicht hat, dies bei unserem Treffen zu tragen, dann weiß er definitiv, wie er sich für den Anlass kleiden muss. Die Farbe seines Hemdes hat einen ganz leichten Anschein von Weiblichkeit und einen zarten Hauch von Sensitivität. Ein Gesicht wie Jeremys schüchtert die Menschen normalerweise ein.

Seine Kleidung hat den gegenteiligen Effekt. Sie ist genau das, was er braucht, um lässig und doch immer noch eindrucksvoll auszusehen. Egal, wie man es sieht, sein Gesicht ist seine intensivste und anziehendste Charakteristik.

Es ist die Form seiner Wangen, die angeborene Schlankheit seines Kinns, die davon herrührt, so einen umwerfenden Körper zu besitzen. Ich dachte früher, dass seine Nase an jedem anderen Mann zu groß aussähe. Oder an jemandem, der weniger beeindruckend ist.

Dieser Meinung bin ich immer noch. Sie wäre an jedem anderen *tatsächlich* zu groß. Und doch an ihm ist

sie perfekt.

Das ist der Grund, warum seine Kleidung so wichtig ist. Wenn er formell angezogen ist, gibt es keinen Mann auf der Welt, der imposanter ist als Jeremy Stonehart. Seine Größe, sein Gesicht, seine Haltung, sein Wesen... all diese Dinge kommen zusammen, um eine sehr eindrucksvolle Figur zu formen.

Das ist seine natürliche Art. Vielleicht wurde er nicht so geboren. Aber er hat sie im Laufe der Jahre angenommen. Das lässt sich nicht ändern — nicht, dass er das vorhätte. Und da ist es manchmal nicht beabsichtigt, so eine Wirkung auf Menschen zu haben. Manchmal ist es nötig, einen Schritt von der Intensität zurückzutreten und eine gewisse Wärme zu gestatten.

Das ist der Grund für seine heutige Kleidung. Das Treffen ist zweifellos zwanglos. Zum mindest würden Fey und ihre Eltern das mit Sicherheit so sehen. Angeblich befinden wir uns ja alle im Urlaub. Es gibt eine Zeit und einen Ort für Intensität und, wie Jeremy mir gestern Abend im Auto erklärt hat, der Schein muss gewahrt werden. Es

würde ihm nicht genügen, bei diesem Treffen aufzutauchen und einen seine dunklen Anzüge zu tragen.

»Guten Morgen«, grüßt er mich. Er hebt eine Augenbraue an, als er das Laken anschaut, das ich über meine Schultern gezogen habe. »Ich hätte erwartet, dass du dich inzwischen angezogen hast.«

»Sollte ich das?«, frage ich und stoße mich von dem Tresen ab, um zu ihm hinüber zu schlendern. Als ich nur noch einen Schritt von ihm entfernt bin, lasse ich das weiße Laken fallen. Es fällt zu meinen Füßen auf den Boden.

»Lilly!«, knurrt Jeremy. Aus meinem Augenwinkel heraus kann ich sehen, wie sein Schwanz gegen seine Hose drückt. Ein verschlagenes Lächeln formt sich auf meinen Lippen.

Ich lege beide Hände auf seine Schultern und drücke mich an ihn heran. Eine Hand sucht sich ihren Weg in sein Haar, und ich ziehe sein Gesicht hinunter zu meinem. Ich zwinge ihn, mich zu küssen.

Zu Anfang scheint er zögerlich und sogar etwas steif

zu sein, aber das verflüchtigt sich schnell, als unsere Lippen sich berühren. Der Kuss ist langsam und fast forschend. Einen Moment später wird mir klar, dass ich Volltrottel heute Morgen noch nicht einmal die Gelegenheit hatte, meinen Mund auszuspülen. Und doch scheint Jeremy das in keiner Weise zu stören.

Er zieht seinen Kopf weg. »Mein Gott, ich will dich so sehr«, flüstert er in mein Ohr. Zurückhaltung ist in seiner Stimme deutlich zu hören. »Aber wir können nicht. Nicht jetzt. Der Brunch beginnt in einer halben Stunde.«

Ich drücke mich weg und schaue ihm in die Augen.
»Brunch?«

»Mit Thalia und Fey«, sagt er. »Ich habe das arrangiert, während du noch geschlafen hast. Du musst dich jetzt duschen, Lilly. Bevor wir gehen, müssen wir uns über die Regeln unterhalten.« Sein Griff verfestigt sich an meinem Rücken, als er mich eng an sich heranzieht. Die bleibende Wirkung unseres Kusses ist ganz offensichtlich an meinem Schenkel zu spüren. »Das Treffen wird kurz sein«, erklärt er mir. »Aber es ist wichtig, dass du weißt,

wie du dich benehmen musst. Es ist von meiner Seite ein großes Ausmaß an Vertrauen nötig, um dich...«, er hält inne und lässt eine Hand über meine Wirbelsäule gleiten, wobei er eine wogende Gänsehaut hinterlässt, »...ohne Halsband dorthin gehen zu lassen.«

Mir bleibt fast das Herz stehen, und ich verliere die Nerven. Jeremy stürzt sich im gleichen Augenblick auf mich, neigt seinen Kopf nach unten und versiegelt meinen Mund mit einem wilden Kuss. Er übernimmt in diesem Augenblick meiner Schwäche die Kontrolle und blüht an der Verlagerung der Machtdynamik zwischen uns und an meiner unmittelbaren Verletzlichkeit förmlich auf.

Und dann lässt er mich wieder los. Ich fühle mich schwindelig und bin wie benommen. Meine Gedanken sind sowohl rasend als auch zerstreut. Er hat es in Erwägung gezogen, mich mit dem Halsband zu dem Treffen gehen zu lassen? Ich dachte, er hätte mir versprochen, es für immer entfernt zu haben!

Allein der Gedanke daran, dieses abscheuliche Ding wieder um meinen Nacken herum zu spüren, und sei es

aus nur eine entfernte Möglichkeit oder eine Bedrohung, die bereits vorüber ist, erfüllt mich mit jeglicher Art von Unwohlsein.

»Was... was hat dich dazu veranlasst, deine Meinung zu ändern?«, frage ich atemlos.

»Ich habe meine Meinung *nicht* geändert, Lilly. Es war nur eine der Möglichkeiten, die mir zur Verfügung stehen, um zu garantieren, dass die Dinge ohne Schwierigkeiten ablaufen. Schließlich dachte ich, dass dieses Treffen besser dafür geeignet wäre, mein Vertrauen in dich zu demonstrieren. Gestern Abend war ich ärgerlich. Das will ich nicht abstreiten. Es gefällt mir nicht, wenn ich die Dinge nicht unter Kontrolle habe. Aber man muss Ausnahmen für das Unerwartete machen. Es war nicht meine Absicht gewesen, dass du Kopf über in die Außenwelt hineinspringst. Nicht so bald. Nicht so schnell. Ich hatte beabsichtigt, dass es eine Reihe von Zwischenschritten gibt, die wir zusammen nehmen würden, jeder von ihnen größer als der vorherige, und jeder von ihnen sollte auf dem Vertrauen aufbauen, das wir zuvor entwickelt haben. Dein Verhalten während jeder

dieser Schritte sollte festlegen, wie wir von dort aus fortfahren würden.«

Er fixiert mich mit einem undurchschaubaren Blick. »Es war in gewisser Weise dazu gedacht, den Fortschritt der ZGBs darzustellen, den ich dir zuvor erläutert habe.« Ich zucke zusammen. Er bemerkt es. »Ich weiß, dass du den Ausdruck nicht magst, Lilly. Ich weiß, was diese drei Buchstaben für dich bedeuten. Aber für uns... für dich und mich...« Er beugt mein Kinn nach oben. Ich muss ein Schauern unterdrücken, als ich die große Intensität in seinen Augen erblicke. »...Damit wir die Möglichkeit haben, uns so weiterzuentwickeln, wie ich es beabsichtigt habe, müssen wir beide unsere Vergangenheit anerkennen. Würdest du nicht zustimmen?«

»Ich...« Ich blinzele und muss wegschauen. Plötzlich wünsche ich mir sehr, dass ich angezogen wäre. Ich verfluche die Unbesonnenheit, die mich überkommen hat, als ich das Laken fallenließ.

»Ja«, beende ich den Satz lahm. »Das würde ich.«

»Gut.« Jeremy tritt einen Schritt zurück und dreht sich

weg. »Nun lauf und zieh dich schnell an, meine Lilly-Blume. Du wirst auf den Handtüchern im Badezimmer Kleider finden, die bereits auf dich warten. Ich habe mir die Freiheit genommen, sie dorthin zu legen. Ich gebe dir sechs Minuten. Komm nicht zu spät.«

Genau dreihundertsechzig Sekunden später platze ich fast atemlos ins Wohnzimmer, wobei mein Haar offensichtlich immer noch nass ist.

Ich sehe, wie Jeremy sich gegen die Bar lehnt. Er schaut auf sein Handy auf dem Tresen und konzentriert sich auf etwas auf dem Bildschirm. Er schaut zu mir hoch. Ein Lächeln hastet über sein Gesicht.

»Du bist dreizehn Sekunden zu früh«, sagt er. »Ich bin beeindruckt.«

»Ich hatte viel Übung, die Zeit zu abzuschätzen, als du mich in der Dunkelheit gelassen hat«, sage ich. Die Worte kommen mir nicht leicht über die Lippen. Über das zu

sprechen, was er in der Vergangenheit getan hat, wird niemals einfach sein. Aber ich zwinge mich trotzdem, sie von mir zu geben, und bin entschlossen, ihm zu zeigen, dass ich mich vor diesen Themen nie wieder scheuen werde.

Das ist ein Entschluss, den ich während meiner hastigen Dusche getroffen habe. Es geht nur um die Macht zwischen Jeremy und mir. Wenn er sieht, dass er mehr davon bekommen kann, nur weil er in der Lage ist, Themen anzusprechen, die mir ein ungutes Gefühl vermitteln, würde es seiner natürlichen Neigung entsprechen, das auszunutzen und mich zu dominieren.

Ich kann nicht erwarten, dass sich das jemals ändert. Und das tue ich auch nicht. Jeremy fühlt sich von der Macht angezogen wie eine Motte von einer flackernden Flamme. Wenn ich eine Schwäche zeige, wird mir das nur zum Nachteil gereichen.

Also werde ich stark sein und mich meinen Ängsten stellen. Ich werde mich unserer gemeinsamen Vergangenheit stellen, und ich werde all das mit genau so

viel Ungezwungenheit aussprechen wie er, wann auch immer ich muss. Natürlich ist es am Anfang wahrscheinlich nicht mehr als ein Schauspiel. Aber lange genug so zu tun, als wäre etwas real, hat die merkwürdige Fähigkeit, die besagten Dinge real werden zu lassen, zumindest in seinem eigenen Verstand. Es geht darum, was für eine Art von geistiger Konditionierung dafür notwendig ist.

Seine Lippen formen eine feste Linie auf seinem Gesicht. »Ja«, sagt er. »Ich kann mir vorstellen, dass du das hast.« Sein Blick glitzert. Ich sehe eine neue Herausforderung darin. »Ich habe dich jeden Tag beobachtet, weißt du. Ich habe gesehen, wie du gefallen bist. Möchtest du etwas wissen, Lilly? Etwas Krankes, Verdrehtes und Perverses?«

Mir stehen die Haare im Nacken zu Berge. Mir gefällt die Art nicht, wie seine Stimme sich verändert hat, als er diese Frage gestellt hat. Es ist eine Erinnerung an Stonehart.

Aber ich stelle mich aufrecht hin und betrachte ihn

voller Trotz. »Was?«, frage ich.

»Als du ausgerutscht bist... als du es nicht rechtzeitig zurück zum Sessel geschafft hast?«, sagt er. »Du hattest eigentlich noch vier Minuten Zeit.«

Mein Blick weitet sich. Ich fühle mich schwach. Ich muss mich mit der Hand an der Wand abstützen, um nicht zu fallen.

»Du... hast gelogen!«, flüstere ich.

Jeremy bewegt sich mit der Gewandtheit einer Schlange um den Tresen herum. Seine Augen sind schwarz, als sie sich auf mich konzentrieren.

»Ja«, sagt er. »Siehst du, Lilly, ich bin nicht perfekt. Obwohl ich danach strebe, mich so darzustellen, ganz besonders in deinen Augen, befindet sich unter der Oberfläche ein sehr fehlbarer Mann. Ich sündige, und ich habe Schwächen. Mein Leben besteht nicht aus der reinen Existenz, die es zu sein scheint.«

Er hält nur wenige Zentimeter vor mir an. Die Luft zwischen uns knistert mit einer merkwürdigen Mischung aus Feindseligkeit, Erwartung und wie immer dieser

schleichenden sexuellen Spannung.

»Verachtest du mich dafür?«, fragt er. Seine Stimme ist leise und so rau wie Sandpapier.

»Dafür, dass du mich geschockt hast?«, beginne ich.

»Nein«, unterbricht er mich. »Dafür, dass ich dich *angelogen* habe, Lilly. Verachtest du mich dafür, dass ich dir eine Lüge erzählt habe?«

Ich schaue ihn an und versuche, über die Frage nachzudenken. Mein Verstand konzentriert sich einzig und allein auf die Erinnerung an die entsetzlichen Schmerzen, die ich an diesem Morgen auf dem Boden verspürt habe. An den schrecklichen Stromschlag, der durch mich hindurchjagte. An die fruchtbare Überzeugung, dass ich an dem Morgen versagt habe.

Außer, dass das nicht der Fall war. Ich war *rechtzeitig* bei dem Sessel angekommen. Es war nur so, dass der Unmensch, der mich durch die versteckten Kameras in der Decke beobachtete, entschieden hatte, dass er ein wenig Spaß mit mir haben wollte.

»Nun?«, drängt er. Eine Dringlichkeit breitet sich in

seiner Stimme aus. »Beantworte die Frage, Lilly!«

»Ich...«, ich schüttle meinen Kopf. »Ich weiß es nicht.«

»Das genügt nicht, verdammt!«, flucht er. Ich zucke zusammen, als er mit seiner Faust gegen die Wand schlägt.

»Jeremy«, sage ich mit leiser Stimme. »Du machst mir Angst.«

Sein Blick verengt sich. »Gut«, knurrt er. »Das ist gut. Du verdienst es, Angst vor mir zu haben. *Ich* verdiene es, dich zu ängstigen. Es ist nicht weniger als das Endresultat all der Dinge, die ich getan habe, oder? Eigentlich ist es eine natürliche Erweiterung davon. Oder nicht, Lilly? Ist das nicht so, meine liebe Lilly-Blume?«

»Ich weiß nicht«, flüstere ich. In Wahrheit ängstigt er mich zu Tode. Ich wünsche mir nichts mehr, als auf den Boden zu sinken und wie ein kleines Mädchen niederzukauern. In diesem Augenblick gibt Jeremy mir das Gefühl, klein, machtlos und unbedeutend zu sein.

»Doch, Lilly, du *weißt* es«, sagt er. »Lüg nicht! Schau mich an! Sag mir, was du siehst, wenn du mir in die Augen

blickst! Sag mir, was sich in meinen Pupillen
widerspiegelt, wenn sie dich anstarren! Sag es mir,
verdammst noch mal!«

Seine Hand schnellt nach vorn, und er greift nach
meinem Nacken. Mein Hinterkopf schlägt gegen die Wand.
Er beginnt zuzudrücken.

Meine Atmung verkürzt sich. Nichts, was ich hätte tun
können, hätte mich hierauf vorbereitet. Nichts an Jeremys
Verhalten hat mir einen Hinweis darauf gegeben, dass er
hierzu fähig ist. Nicht heute Morgen.

»Du tust mir weh«, flüstere ich.

Sein Griff um einen Nacken herum löst sich nicht.
Stattdessen stellt er sich vor mich und ragt wie die Statue
eines rachsüchtigen Gottes vor mir auf.

»Beantworte«, flüstert er mit höchster Intensität, »die
verdammte Frage!« Er beugt sich zu mir hinunter, sodass
sein Gesicht nur wenige Zentimeter von meinem entfernt
ist. Sein Blick bohrt sich in mich hinein. Er ist dunkel und
stürmisch und unglaublich erschreckend. Ich weiß nicht,
wo diese Veränderung hergekommen ist. »Was siehst du?«

»Ich sehe... mich«, sage ich und schnappe nach Luft, als sein Griff sich löst. All das aufgestaute Blut schießt in meinen Kopf. Für einen Augenblick überkommt mich eine Euphorie, als mein Gehirn wieder frisch mit Sauerstoff versorgt wird.

»Du siehst dich«, lacht Jeremy. Es ist ein humorloses Geräusch. »Eine sehr buchstäbliche Interpretation meiner Frage, Lilly, aber wahrscheinlich die Antwort, die ich verdiene. Möchtest du wissen, was ich sehe, wenn ich dich mit genau diesen Augen anstarre?«

Ich schlucke und versuche zurückzuweichen und mich an der weißen Wand irgendwie unsichtbar zu machen.

»Ich sehe... eine Göttin«, erklärt er. Er weicht nicht zurück. »Ich sehe solche Stärke. Solche Pracht. Solche reine, unschuldige, unverdorbene Gutherzigkeit.«

Er atmet aus. Seine Schultern senken sich, und er schaut hinunter auf seine Hände. Er ballt sie zu Fäusten, die er dann wieder löst.

»Und wenn ich in den Spiegel schaue... als ich mich heute Morgen gesehen habe, bevor ich gegangen bin, weißt

du, was ich gesehen habe?«

Ich schüttle meinen Kopf. Meine Stimme zittert fast genauso sehr wie mein Körper. »Nein.«

Er richtet seinen Blick wieder auf mich. Als er spricht, höre ich etwas vollkommen Uncharakteristisches in seiner Stimme:

Unsicherheit.

»Würdest du das gern?«

Ich schlucke und zeige ihm ein winziges Nicken. Ich möchte meinen Hals massieren, wo seine Finger zweifellos eine Spur hinterlassen haben, aber ich wage nicht, mich zu bewegen und noch mehr Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen.

»Ich sehe einen schlechten Mann. Einen unwürdigen Mann. Einen Mann, der von der einzigen Frau, die er jemals geliebt hat, als ein *Monster* angesehen wird.«

Ich falle zurück. Mein Kopf dreht sich vor lauter Emotionen. Er... liebt mich?

Ich versuche, meine plötzlichen Tränen zurückzuhalten. Ich fühle mich wieder weinerlich. Aber

ich möchte nicht, dass er mich weinen sieht.

Jeremy geht zum Fenster. Er legt beide Hände gegen das Glas über seinen Kopf und lehnt seine Stirn gegen die Scheibe.

Stille breitet sich aus.

»Nun?«, fragt er, gerade als ich glaube, dass die Spannung unerträglich wird. »Hast du dazu nichts zu sagen, Lilly?«

Ich versuche, meine Gedanken zu ordnen. Den Verlauf unserer Unterhaltung in meinem Verstand noch einmal abzuspielen.

Es muss etwas gegeben haben, das ich verpasst habe. Irgendeine Kleinigkeit, die ich übersehen habe. Ein Wort, das ich missverstanden habe. Etwas... das die wahre Bedeutung dessen, was Jeremy mir gerade erzählt hat, erklären würde.

Mir fällt nichts ein. Die Worte waren deutlich. Die Bedeutung hinter ihnen war klar. Verdammt, es war alles klar. Ich habe nur keine Ahnung, was ich damit anfangen soll!

»Du kannst es nicht so meinen«, flüstere ich und zucke zusammen. Jeremys Taten und Worte könnten eine doppelte Bedeutung haben. Aber er ist niemand, der Dinge sagt, die er nicht so meint.

Er gibt ein Geräusch von sich, das sich wie eine Mischung aus einem Schnauben und einem Lachen anhört. »Das tue ich«, sagt er, während er immer noch in die andere Richtung schaut. »Aber kläre mich auf. Welcher Teil verleiht dir Ungläubigkeit? Der Teil, in dem ich mir der Dinge bewusst bin, die ich getan habe, und meiner Wirkung auf dich oder...«, er schaut mich über seine Schulter hinweg an, »...der Teil, in dem ich sagte, dass ich dich liebe?«

»Beides«, hauche ich und sinke hinunter auf den Boden. Meine Knie sind nicht in der Lage, mich länger zu tragen. »Beide Teile, Jeremy. Du kannst nicht meinen, was du sagst.«

»Das tue ich.« Er schaut wieder weg. Seine Schultern heben und senken sich mit einem riesigen Seufzer. »Das tue ich, und das Schlimmste ist, ich weiß nicht, was ich

mit mir selbst anstellen soll. Ich weiß nicht, was ich dagegen unternehmen soll.«

»Wann ist dir diese... Offenbarung... bewusst geworden?«, frage ich leise.

»Sie lauert schon seit Wochen in meinem Hinterkopf. Das ist der Grund dafür, warum ich getan habe, was ich tun musste, Lilly. Als du ausgerutscht bist... als du gefallen bist... dachte ich, wenn ich dich in dem Augenblick bestrafe, dort auf dem Boden, würde das die Dynamik zwischen uns stabilisieren.«

»Welche Dynamik? Du meinst die, die in dem Vertrag beschrieben wird?«

»Ja, Lilly«, betont Jeremy. »Ja, genau die! Du musst wissen, das ist der Grund, warum ich dich gewählt habe.« Er gibt ein weiteres Schnauben von sich. »Natürlich tust du das. Du bist nicht dumm. Zumindest habe ich dich während unserer Zeit zusammen niemals dafür gehalten. Die *Yale Daily News*, die ich für dich zurückgelassen habe. Stonehart Industries Verbindung mit Corfu Consulting. Zum Teufel, sogar der Barker-Preis, Lilly. Ich

habe all das manipuliert.«

»Nein«, sage ich. Ich schüttle meinen Kopf und versuche, seine Worte zu leugnen. All das verleiht mir nur ein schwindliges Gefühl. »Nein, das konntest du nicht. Nicht der Barker-Preis. Nicht der.«

Er dreht sich langsam zu mir um. Als er mich auf dem Boden sieht, tritt er einige vorsichtige aber entschlossene Schritte auf mich zu, um die Distanz zwischen uns zu verringern. Wahrscheinlich nur mir zuliebe vorsichtig, wie ich mir vorstellen kann.

Er kniet sich vor mich hin. Seine Augen befinden sich mit meinen auf einer Höhe. Er greift nach vorn, als wollte er mein Gesicht berühren. Ich weiche mit einer solch winzigen Bewegung zurück, dass ich sie für unmerklich gehalten hätte. Aber Jeremy fällt sie auf. Seinem Blick entgeht niemals etwas.

Er hält für einen Augenblick seine Hand in der Luft und lässt sie dann fallen, um mein Knie zu berühren. Das ist in Ordnung. Es macht mir nichts aus, dass er mich dort anfasst.

»Ich musste mir Zugang zu dir verschaffen«, sagt er.

»Der Barker-Preis war eine Möglichkeit, das zu tun. Für mich war es der beste Weg. Alles, was danach passiert ist, führte dich direkt in meine Falle.«

Ich blinzele durch die Feuchtigkeit in meinen Augen hindurch und drehe meinen Kopf zur Seite. Ich kann es nicht ertragen, ihn anzuschauen. Nicht jetzt.

»Warum erzählst du mir das?« Irgendwo in der Mitte der Frage versagt mir die Stimme. »*Gefällt* es dir, mich zu quälen, Jeremy? Gibt es dir irgendein krankes Vergnügen, all meine Errungenschaften wertlos zu machen?«

Ich habe das noch nie jemandem erzählt. Der Barker-Preis war eigentlich etwas, worauf ich unglaublich stolz war. Im Großen und Ganzen wurde er nur von meiner Zulassung in Yale übertroffen.

Mehr als alles andere bewies dieser Preis, dass ich es verdient hatte, in Yale zu sein. Immerhin bin ich nur menschlich. Nachdem ich besonders in meinem ersten Jahr die Brillanz meiner Klassenkameraden gesehen hatte, begannen Zweifel in mir aufzusteigen, ob ich dort

überhaupt hingehörte. Zweifel darüber, ob jemand in der Zulassungsstelle einen Fehler gemacht hatte.

Diese beunruhigenden Gedanken waren ein Teil des Grundes, warum ich entschlossen war, so hart zu arbeiten. Der überwiegende Teil lag darin, nicht so zu enden wie meine Mutter. Realistisch gesehen würde jemand, der die ganzen vier Jahre beendete und mit einem Diplom von Yale abschloss, alles haben, was er brauchte, um ihre Art von Leben zu vermeiden. Ich wusste das. Aber das nagende Gefühl der Unwürdigkeit, der kleinen Schatten des Selbstzweifels, waren das, was mich wirklich dazu trieb, mich meinem Studium so sehr zu widmen.

Den Barker-Preis zu gewinnen, war die zweite Rechtfertigung meiner Fähigkeiten. Es bewies mir ganz eindeutig, dass ich tatsächlich eine der Besten war. Zumindest wenn man die eng definierte Bevölkerung der Akademiker betrachtete.

Also, ja, egal, wohin er mich geführt hatte, der Preis war etwas, das ich immer hoch geschätzt hatte. Ich hatte über die Möglichkeit nachgedacht, dass Stonehart — als

er noch Stonehart war — die Dinge irgendwie manipuliert hätte, aber habe das immer als eine dumme Verschwörungstheorie abgetan.

Aber nun... zu hören, wie er mir rundheraus erzählt, dass diese Verschwörungstheorie tatsächlich die Wahrheit ist... das tut weh. Es tut mehr weh, als ich es mir hätte vorstellen können. Es tut weh, denn es entreißt mir das wertvolle Gefühl der Autonomie, das ich immer so geschätzt habe.

Sein Blick weitet sich. Sein Griff festigt sich auf meinem Knie. Es ist eine Geste des Mitgefühls, aber so bald, nachdem die gleiche Hand sich um meine Kehle herumgelegt hat, ist die Wirkung unbestreitbar geringer.

»Nicht wertlos, Lilly. Nein. Niemals wertlos. Du hast diesen Preis aufgrund deiner eigenen Begabung gewonnen. Zweifle das nicht an.«

»Hast du nicht gerade das Gegenteil angedeutet?«, frage ich. Ich habe ihn immer noch nicht wieder angeschaut. Aber ich kann die Stärke spüren, die sich in meiner Stimme aufbaut. Es ist irgendwie einfacher, über

solche... alltäglichen... Themen zu sprechen — besonders verglichen mit der anderen Sache, über die wir gesprochen haben. Besonders verglichen mit... Liebe.

»Es gab noch andere Firmen, die dich wollten. Den Gewinner des Barker-Preises einzustellen, ist an sich eine große Ehre. Beratungs- und Anlagefirmen versuchen mit Händen und Füßen, den Gewinner eines jeden Jahres dazu zu bringen, sich für sie zu entscheiden. Du glaubst, dass die Angebote, die du erhalten hast, die einzigen waren, die zur Verfügung standen? Nein. Aber ich ließ genügend Beziehungen spielen und forderte genügend Gefallen ein, um *meine* — um Corfu — als die einzige annehmbare Möglichkeit für dich dastehen zu lassen.«

»Wie viele andere Angebote?«, frage ich. Ich schaue ihn an. »Wie viel hast du vor mir geheim gehalten?«

»Es gab fünf andere, die dir vergleichbare Konditionen angeboten haben wie Corfu.«

»Fünf«, sage ich. Ich lasse meine Zunge über meine Zähne gleiten, um meinen Mund wieder zu befeuchten. »Fünf andere Angebote, die ich niemals gesehen habe.

Fünf andere Angebote, die mich von dir weggeführ hätten.«

»Ja«, sagt Jeremy. Er lehnt sich nach vorn und kommt mir nahe genug, damit ich seinen köstlichen, unglaublich männlichen Geruch wahrnehmen kann. Ich versuche, ihn zu ignorieren, aber er hat einen natürlichen Einfluss auf mich. Genau wie seine Stimme. »Ja, Lilly. Es gab fünf weitere Angebote, doch ich konnte die Firmen davon überzeugen, sie zurückzuziehen. Es war nicht einfach. Ich musste eine sehr große Summe bezahlen, um das zu bewältigen, aber es war notwendig... für mich, um zu dir zu gelangen.«

»Wie viel?«, frage ich.

Dieses Mal ist Jeremy an der Reihe, verwirrt auszusehen. »Wie viel was?«

»Wie viel hast du dafür bezahlt, mich zu deinem Eigentum zu machen?« Ich funkle ihn mit einem scharfen und festen Blick an. »Wie viel bin ich Wert, Jeremy? Wie weit bist du für mich gegangen?«

»Diese Frage werde ich nicht beantworten«, sagt er. »Denn was auch immer ich bezahlt habe, verblasst im

Vergleich damit, was du mir jetzt Wert bist. Du, Lilly, und niemand anderes. Nur du. Und nicht wegen dem, wer du bist, sondern wegen dem, was du mit mir gemacht hast. Du hast mich verändert. Du hast mich auf eine Weise beeinflusst, auf die ich nicht vorbereitet war. Auf eine Weise, die ich nicht hätte erwarten können.

Du fragst mich, wie viel du Wert bist? Du bist unzählbar. Und die Besitztümer, die ich in meinem Leben angehäuft habe, alles, was ich mir aufgebaut habe, jede Leistung, die ich erbracht habe... all das verwandelt sich in Nichts, wenn ich es mit dir vergleiche.« Er greift nach oben und berührt meine Wange. Seine Finger fühlen sich warm auf meiner Haut an. »Du bist meine Lilly-Blume. Du bist mehr Wert für mich als alles andere auf dieser Welt.«

Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Egal, wie viel Zeit ich mit diesem Mann verbringe, ich werde mich niemals an die Art gewöhnen, wie er während einer einzigen Unterhaltung solch offensichtliche Echtheit mit einer solch gegensätzlichen Feindseligkeit verflechten kann. Ich werde niemals für seine permanenten und

plötzlichen Stimmungswechsel bereit sein, egal, wie sehr ich sie erwarten könnte.

»Also hast du mich gewählt«, sage ich und versuche, das Thema von Gefühlen wegzulenken. »Warum? Warum ich, Jeremy? Was willst du mit mir?«

»Was ich in der Vergangenheit wollte und was ich jetzt will, sind zwei sehr verschiedene Dinge«, sagt er.

»Eine weitere Nicht-Antwort.«

»Eine Ablenkung. Denn ich weiß, dass die Bedeutung, nach der du suchst, nicht in der Antwort auf die Frage ›Warum?‹ gefunden werden kann. Wichtiger für mich und für dich ist...«, er beugt mein Kinn nach oben, »...was als nächstes passiert.«

Er wird wieder leiser. Sein Blick hat die gleiche angeborene Intensität inne, aber die Spannung ist aus seinen Schultern gewichen. Sein Körper sieht nicht länger aus wie ein gespannter Bogen. Er ist nicht länger der Räuber, der bereit ist anzugreifen.

»Und was ist das?«, fauche ich.

»Ich weiß es nicht«, gibt er zu. »Aber wir werden es

zusammen herausfinden. Ich habe das nicht geplant, Lilly. Ich habe nicht geplant, mich zu verlieben.«

Er spricht diese Worte mit solch undefinierter Ehrlichkeit aus, dass ich ihren Wahrheitsgehalt nicht länger anzweifeln kann. Es befindet sich nicht einmal ein Hauch eines Zögerns in seiner Aussage.

Und wieder gerate ich ins Stocken und suche in meinem Gehirn nach einer angemessenen Antwort. Wenn er hören möchte, wie ich diese Worte wiederhole, wird er zehnmal länger warten müssen als dieser Vertrag andauert, bevor auch nur annähernd eine Möglichkeit in Sicht ist. Wie könnte ich einen Mann lieben, der mir so viele schreckliche Dinge angetan hat? Wie kann ich das Bewusstsein dieser schlafenden Aggressivität, die er tief in sich verborgen trägt, mit dem zärtlichen, mitfühlenden Jeremy in Einklang bringen, den ich ebenfalls kennengelernt habe?

Das kann ich nicht. Und ich kann ihn auch nicht anlügen. Erstens würde er mich direkt durchschauen. Und zweitens haben wir uns Ehrlichkeit versprochen.

Selbst wenn ich Jeremy Stonehart nicht liebe, mag ich ihn genug, um ihn nicht mit leeren Worten der Zuneigung zu hintergehen.

Verdammter Mist! Mein Herz erstarrt in meiner Brust. Für einen beängstigenden Augenblick wird es schwierig zu atmen. Habe ich gerade zugegeben... habe ich wirklich gerade gedacht... dass ich Jeremy Stonehart *mag*?

Ich atme tief ein und versuche, die Spannung und die neue Angst, die in mir wächst, abzubauen. Es fühlt sich wie ein zutiefst greifbares Ding an, das wie ein Pendel von Jeremy zu mir hinüberschwingt. Die Tiefe und das Gewicht unserer Unterhaltung machen es sogar noch mächtiger.

Ich senke meinen Blick. Aus irgendeinem Grund überkommen mich die Erinnerungen an den Sex von letzter Nacht. Was war der Wendepunkt für ihn? Was war geschehen, als die Puzzleteile sich in seinem Kopf schließlich zu einem Ganzen formten?

»Du kannst mich nicht lieben«, sage ich und starre auf den Fleck zwischen uns auf dem Boden. »Denn warum

würdest du mir dann all diese Dinge antun?«

Ein Fauchen entweicht Jeremy Lippen. Er steht verärgert auf und dreht sich weg.

Ich richte meinen Blick auch weiterhin auf diesen einen Fleck. Alles, was ich von Jeremy sehe, sind seine Beine, die vor mir aufblitzen. Er geht mit großen und wütenden Schritten auf und ab.

»Ich kann dich nicht lieben«, wiederholt er. »Ich kann dich nicht lieben. Ist es das, was du wirklich glaubst, Lilly, oder ist das nur ein Verteidigungsmechanismus, der sich bemerkbar macht? Ich kann dich nicht lieben. Ha! Wer bist du, mir zu sagen, was ich tun kann und was nicht? Wer bist du, die Wahrheit zu verleugnen, die ich mit dir geteilt habe?«

»Jeremy. Bitte«, sage ich leise. »Werde nicht wieder ärgerlich. Du hast das falsch verstanden. So habe ich das nicht gemeint —«

»Ach nein?«, schmettert seine Baritonstimme wie ein Rammbock durch meinen Protest hindurch. »Ich glaube, du hast es genau so gemeint, Lilly. Und ich glaube, dass du

Angst vor der Wahrheit hast. Du hast mich gefragt, warum ich dich ausgesucht habe? Das kann ich beantworten. Aber ich werde es immer noch nicht tun. Du fragst mich, warum *du* es bist, wirklich *du*, die mein Herz gestohlen hat? Das werde ich niemals wissen.«

»Ich kann dich nicht lieben«, wütet er weiter. »Weißt du überhaupt, was Liebe ist, Lilly-Blume? Hast du dich jemals in den Fängen dieser Schmerzen befunden? Du bist jung, ja. Das ist nur ein kleiner Grund, der mich zu dir hinzieht. Möchtest du die anderen Gründe erfahren? Ich werde sie für dich aufzählen. Es ist dein Mut. Deine Stärke. Deine Entschlossenheit und deine Ausdauer. Dein brillanter Verstand.

Wenn dieses nicht Gründe genug sind, um deinen einzigen Zweifel zu hinterfragen, denk mal darüber nach: Ich weiß alles, was es über dich zu wissen gibt. Ich weiß, dass der Mädchenname deiner Mutter Barrs ist. Ich weiß, dass sie schon einmal verheiratet war, bevor sie dich bekommen hat. Wusstest du das, Lilly? Hat sie dir jemals die Wahrheit gesagt?«

»Du lügst«, entgegne ich.

»Nein. Nein, meine Liebe. Dieses Mal tue ich das nicht. Die einzige Lüge, derer ich schuldig bin, ist die Lüge der Unterlassung. Aber ich habe dir zuvor erzählt, was es war. Das war das letzte Geheimnis. Die letzte Unwahrheit. Sie hat in diesen vergangenen Wochen an mir genagt. Und nun ist sie da, liegt offen vor dir, und du weißt so viel wie ich. Du weißt, wie kaputt ich bin. Du hast alles gesehen, Lilly, jede Seite von mir. Seiten, die lange verborgen geblieben waren, Seiten, von denen nicht einmal ich wusste, dass ich sie besitze. Du hast mich Sorge spüren lassen. Wahre, herzzerreißende Sorge, als du vor einer Woche fast ertrunken bist.

Also ja. Ich habe meine eigenen Regeln verletzt. Ich habe sie *einmal* verletzt, Lilly, und ich habe dich geschockt, als du dich immer noch im Zeitrahmen befunden hast. Das ist der Mann, der ich bin. *Das* ist der Mann, der dich liebt.

Bist du jemals geliebt worden, Lilly? Wahrlich, tief und unglaublich geliebt? Ich weiß, dass du eine schlechte

Beziehung zu deiner Mutter hast. Das ist eine Schande. Vor dir war meine Mutter die wichtigste Frau in meinem Leben. Das war die einzige wahre Beziehung, die ich jemals mit einer Frau ohne ein tieferliegendes geheimes Bedürfnis gehabt habe.

Ich habe dir von der anderen Frau erzählt. Die, die mich fast ruiniert hätte. Die, bei der ich das Risiko eingegangen bin, sie hineinzulassen.

Das war eine Katastrophe. Es ließ mich schwören, niemals wieder so unbesonnen zu sein. Aber mit dir... mit dir, Lilly, hält mich diese Angst nicht länger zurück.«

Er hält direkt vor mir an. Aus meinem Augenwinkel heraus kann ich die Spitzen seiner Schuhe sehen.

»Also wage es nicht, mir zu sagen, dass ich dich nicht lieben kann, Lilly«, wütet er. »Du, die so wenig von der Welt gesehen hat. Wie viele Schulen hast du besucht, als du aufgewachsen bist? Kannst du dich überhaupt an alle erinnern? Nun?« Seine Stimme erhebt sich. »Wie viele?«

»Ich... ich weiß es nicht«, sage ich. Er schreit nicht. Aber er ist nicht weit davon entfernt.

»Das war keine rhetorische Frage, Lilly«, sagt er. Er greift hinunter und zwingt mein Kinn in die Höhe. »Zähl sie auf!«

Seine Intensität ängstigt mich wieder. Ich habe seiner Macht vollkommen nachgegeben, indem ich auf dem Boden geblieben bin. Und ich kann nichts tun, um das jetzt zu ändern.

»Ich kann nicht«, sage ich. Meine Stimme zittert.

»Du kannst nicht.« Er lacht. »Nun, ich kann es. Jede einzelne, angefangen beim Kindergarten bis hin zur achten Klasse. Da war St. Martin's. Ridgeway. Ostelli. Marekson und Argyle. Handsworth, East Bay Park und Eileen's Mountainside.«

All diese Namen... jeder einzelne von ihnen... lassen einen Rausch lange vergessener Erinnerungen an die Oberfläche zurückkehren. Er hat Recht. Er kennt sie. Jede einzelne von ihnen.

»Ich weiß, dass du deinen Abschlussball hast ausfallen lassen, weil die Katze deiner Nachbarn krank geworden war. Ich weiß genau, wo du warst, als du

deinen Zulassungsbescheid von Yale bekommen hast. Nur ich kannte die Wahrheit deines richtigen Vaters, bis ich sie dir vor wenigen Wochen mitgeteilt habe.«

»Warum... warum erzählst du mir das alles?«

»Weil, Lilly, man sollte glauben, dass so eine Gründlichkeit von Besessenheit spricht. Man sollte glauben, dass dieses Wissen und die Tatsache, dass ich dir so lange gefolgt bin, ganz natürlich dazu führen würden, sich zu verlieben.«

»Das würde ich niemals glauben«, sage ich.

»Und wieder einmal stellst du unter Beweis, wie jung du bist. Es gibt verschiedene Arten von Liebe, Lilly. Die Liebe, die eine Mutter für ihr neugeborenes Kind empfindet, unterscheidet sich sehr von der Liebe, die eine Schwester für ihren Zwilling hegt. Diese wiederum ist ganz anders als die Liebe, die ein Stalker seinem Opfer entgegenbringt. Dies sind alles verschiedene Arten, Lilly, und nicht eine von ihnen ist weniger stark als die andere.«

»Also ist es das, was du damit sagen willst?« Die Hitze in seiner Stimme hat begonnen, mich zu beleben. Die

klirrenden Andeutungen geben mir genügend Kraft aufzustehen. »Dass du mich liebst, weil du mich so lange verfolgt hast? Und du willst, dass ich das *erwidere*?«

»Nein«, sagt er. »Darum geht es überhaupt nicht. Was ich damit sagen will, ist, dass all die Teile bereits vorhanden waren, damit dieses hier«, er zeigt von sich zu mir, »— für dich, für uns, zu meiner Besessenheit wird. Aber die ganze Zeit über habe ich meine Empfindungen herausgehalten. Ich wusste all diese Dinge über dich, Lilly, und nicht einmal spürte ich auch nur das kleinste bisschen Zuneigung.

Das ist der Grund, warum es so leicht für mich war, die Dinge zu tun, die ich dir angetan habe. Das ist der Grund, warum es mir leicht fiel, dich fast verhungern zu lassen. Dich im Dunkeln zu lassen. Dich zu lehren, dass ich der einzige Mensch bin, dem du dich sexuell hingeben darfst.

Aber die Dinge haben sich langsam und heimtückisch verändert. Du hast dir einen Weg in mein Herz erkämpft. Ich habe deine Stärke und deinen Mut bewundert. Als ich

dich durch die Kameras beobachtet habe, merkte ich, wie ich mich mehr und mehr zu dir hingezogen fühlte.

Das ist der Grund, warum ich so bedaure, was ich getan habe. Aber das ist auch der Grund, warum ich es versuchen musste.«

»Was du getan hast?«

»Dich zu schocken, bevor die Zeit um war. Dir einen Stromschlag zu versetzen. Die Regeln zu brechen, die ich festgelegt habe. Weil ich Angst vor der Anziehungskraft hatte, die du auf mich ausgeübt hast. Ich hatte Angst davor, das Opfer einer... Besessenheit zu werden.«

Seine Lippen verziehen sich zu einem barbarischen Zähnefletschen. »Ich konnte mich selbst nicht respektieren, wenn ich dem zum Opfer gefallen wäre. Also musste ich die Verbindung durchtrennen. Ich versuchte, den Einfluss, den du auf mich ausgeübt hast, zu durchbrechen. Ich versuchte, die Grenzen neu aufzubauen, die ich gesetzt und für viele Jahre aufrechterhalten habe.

Aber ich war hilflos. Ich war gegen *dich* hilflos. Warum glaubst du, habe ich die Entwicklung der ZGBs

aufgegeben, wie ich sie ursprünglich festgelegt hatte, indem ich dich nach Portland und hierher gebracht habe? Es war ein Weg für mich zu versuchen, Wiedergutmachung zu leisten. Ich habe meine eigenen Regeln einmal gebrochen, also warum sollte ich darauf bestehen, dass du die Einzige bist, die immer noch an sie gebunden war? Das wäre nicht fair gewesen.«

Ekel kommt in mir auf. »Also, das ist es, worum es hier geht?« Ich strecke meine Arme aus und schaue mich im Zimmer um. »Du gleichst nur die Punktezahl aus? Du versuchst nur, dein schlechtes Gewissen zu erleichtern?«

»Ja. Genau darum geht es.« Jeremy tritt einen Schritt auf mich zu. Zum Glück weiche ich endlich nicht mehr zurück. Ich trete ihm frontal entgegen und sammle all die Stärke, von der ich weiß, dass ich sie besitze. »Bis hin zu der Jacht. Zum Teufel, selbst der Wein am Strand war mein Versuch, die Dinge dir gegenüber wiedergutzumachen. Die kognitive Unstimmigkeit in meinem Hinterkopf zu beruhigen.«

Er hält inne und wählt seine Worte mit Bedacht.

»Aber das alles hat sich an dem Tag geändert, an dem du fast gestorben wärst. Der Unfall... von mir verursacht... ließ mich die Wahrheit erkennen, vor der ich mich so lange versteckt habe.«

»Ach ja?«, fordere ich ihn heraus. »Und welche Wahrheit ist das?«

Er tritt den letzten Schritt auf mich zu und schlingt seine Arme um mich. »Dass ich dich liebe.«

Kapitel Vier

Wir kommen zu spät zu unseren Brunch. Nach allem, was in der vergangenen Stunde passiert ist, bin ich verständlicherweise nervös.

Es ist nicht nur Jeremys Erklärung, die meinen Verstand rasen lässt. Es ist die Art und Weise, wie er sie von sich gegeben hat, die Leichtigkeit, mit der er schnell zwischen seinen beiden Persönlichkeiten hin und her wechselt. Es ist das Wissen, dass er diese Gefühle für mich verborgen gehalten hat und trotzdem *immer noch* fähig war, all diese schlimmen Dinge zu tun, wie zum Beispiel mein Halsband auszulösen oder Paul einen Schock zu versetzen und sich im Anschluss daran an seiner Macht über uns zu weiden.

Es geht darum, dass er mir erst die Brosche gegeben und sich dann anders entschieden und sie wieder abgenommen hat. Es ist das Entfernen des Halsbandes, so viel früher als ich es mir hätte erträumen können, und die

Tatsache, dass er irgendwann gestern Abend in Erwägung gezogen hat, es mir wieder anzulegen.

Bedeutet das, dass er es mit auf diese Reise genommen hat? Befindet es sich immer noch irgendwo in seinem Besitz? Dieser Gedanke lässt ein ungemütliches Schauern meinen Rücken hinunterlaufen.

Ich blicke ihn über meine linke Schulter hinweg an. *Er* fährt. Ich habe noch nie zuvor gesehen, dass er das getan hat. Das Innere des gemieteten weißen Bentleys ist so wunderschön wie das Äußere. Die cremefarbenen Ledersitze passen zu der hellen Holzauskleidung. Jeremy hinter dem Steuer, wie er so eine normale, alltägliche Aufgabe erfüllt, erscheint mir... verletzlich zu sein. Das macht ihn sterblich. Etwas sagt mir, dass unter der Persönlichkeit dieses reichen, erfolgreichen Geschäftsmannes ein ganz gewöhnlicher Mann schlummert.

Natürlich ist Jeremy Stonehart alles andere als *gewöhnlich*. Und trotzdem scheint es ihn zugänglicher zu machen, ihn fahren zu sehen.

Er bemerkt, dass ich ihn anschaue, wirft einen kurzen Blick zu mir hinüber — und zwinkert mir zu. Diese Geste überrascht mich so sehr, dass ich fast aufschrecke.

»Keine Sorge«, sagt er, »ich habe volles Vertrauen in dich. Du wirst heute Morgen perfekt sein, Lilly, so wie du es immer bist.« Seine Augen verdunkeln sich für den Bruchteil einer Sekunde. »Du kennst den Preis des Versagens.« Dann schaut er zurück auf die Straße. »Aber ich habe keine Befürchtungen, dass das passieren könnte, solange du dich an meine Regeln hältst.«

Die Regeln. Die Regeln. Mit Jeremy geht es immer um die Regeln. Natürlich weiß ich, dass er keine andere Wahl hat. Er hat keine Alternative. In Situationen, die er nicht direkt kontrollieren kann — wie das Treffen heute Morgen — stellen die Regeln sicher, dass ich nicht aus dem Rahmen falle.

Und wieder hat er mich erst kurz bevor wir gegangen sind über diese Regeln unterrichtet. Und wieder waren sie einfach und leicht zu verstehen. Komplexität führt zur Verwirrung, was die Chancen des Ungehorsams erhöht,

wie er mir erläutert hat. Und Ungehorsam führt zu... nun, ich möchte nicht einmal an die Dinge denken, mit denen er gedroht hat.

Jeremy hat mir gesagt, ich sollte dieses Treffen so ansehen, als würde es unter normalen Umständen ablaufen. Es soll nichts Beängstigendes oder Nervöses an sich haben. Das einzige, auf das ich achten müsste, wäre, was ich über die Monate erzählte, seitdem ich von dem Angesicht dieser Erde verschwunden bin.

Er hat sich eine lange Geschichte für mich ausgedacht — eine, die er mich sechsmal wiederholen ließ, bevor wir das Hotel verließen. Als er mich zum letzten Mal bat, das zu tun, war ich von dem Vorgang so frustriert, dass ich es aus mir herausschrie.

Das brachte mir nichts weiter als ein Lächeln und ein ruhiges: »Du bist bereit« ein.

Wie er Thalia gestern Abend erzählt hat, war ich bei Corfu Consulting ein Star. Die Nachricht über meinen phänomenalen Erfolg während meiner ersten, dann zweiten und dann dritten Werbekampagne für ZilTech

erreichte die Ohren des Vorsitzenden der Muttergesellschaft... der zufälligerweise Stonehart war. Er nahm an der Markteinführung von ZilTechs neustem Konsumenten-Technologieprodukt teil. Das geschah nur wenige Wochen vor Weihnachten, pünktlich für die Festtage. Die Geschichte ergab einen Sinn, denn es gab Bilder von ihm, wie er bei dieser Veranstaltung sprach und dem Team zu einer gelungenen Einführung gratulierte.

Zur gleichen Zeit war ich auf diesem verdammten Sessel im Dunkeln gefangen.

Natürlich nahmen die Berater, die bei der Planung der Kampagne assistiert hatten, als Gäste an der Veranstaltung teil. Sie waren in den Bildern nicht zu sehen. Die Anerkennung ihrer Arbeit bestand nicht aus glanzvollen Bildern und Lob, sondern in den hohen Löhnen, die ZilTech bezahlte.

Dort haben Jeremy und ich uns kennengelernt. Er hatte den Wunsch, den Mitarbeitern hinter den Kulissen zu gratulieren. Ich hinterließ einen Eindruck bei ihm — wie *er* es Fey und ihren Eltern erzählen würde. Und der Rest

war Geschichte.

Nun, wie sollte ich erklären, warum ich den Kontakt mit meinen ehemaligen Freundinnen aufgegeben hatte? Das war ebenfalls einfach: Ich war zu beschäftigt. Corfu forderte vollkommene Hingabe. Das bedeutete, dass einhundertzehn oder einhundertzwanzig Stunden Arbeit pro Woche normal waren. Mein soziales Leben drehte sich um die Firma, um die Projekte und um die anderen Mitarbeiter. Ich hatte ganz einfach keine Zeit für irgendetwas anderes.

Aber ich sollte vielleicht fragen, ob sie meine Weihnachtspostkarte erhalten hatte.

»Was für eine Postkarte?«, hatte ich Jeremy ungläubig gefragt.

»Die, die ich zu all deinen alten Bekannten geschickt habe«, gab er mir zur Antwort. »Mit der Entschuldigung für den Mangel an Kontakt mit ihnen während der vergangenen Monate.«

»Das hast du getan?«, fragte ich. »Und du hast nicht geglaubt, dass das verdächtig wirkt? Ich habe noch nie

in meinem Leben eine Postkarte verschickt!«

»Natürlich nicht«, antwortete er. »Aber das war, als du noch ein Kind warst. Nun, als eine frischgebackene Geschäftsfrau hast du begonnen, die einfache Nützlichkeit einer Postkarte zu schätzen. Und außerdem haben alle anderen in deinem Büro auch eine geschickt. Du hast es auf ihre Empfehlung hin getan.«

»Also gut«, stimmte ich zu und rieb mir die Arme. Der Gedanke, dass Jeremy oder jemand, den er dafür engagiert hatte, sich als mich ausgab, die eine Postkarte schrieb, hatte etwas besonders Beunruhigendes an sich. Hat er meine Handschrift und meine Unterschrift auch fälschen lassen?«

Aber mehr als alles andere bezogen meine Anweisungen sich darauf, mich auf Fey zu konzentrieren. Nach so vielen Monaten, die wir getrennt voneinander verbracht hatten, würde es viele Dinge geben, über die es zu sprechen galt. Wie verlief das Abschlussjahr? Was hatte sie nach ihrem Examen vor? Diese Art von Dingen.

Es gab außerdem einen geplanten Rückzug für den Fall, dass die Dinge außer Kontrolle gerieten. Wenn Jeremy die Richtung der Unterhaltung nicht gefiel oder er etwas, das Fey oder ich sagten, für grenzwertig hielt, würde er mich warnen, indem er mein Knie berührte. Ich würde eine kurze Gnadenfrist bekommen, um zu versuchen, die Unterhaltung in sichere Gewässer zurückzuführen. Wenn ich versagte, würde Jeremy so tun, als würde er einen dringenden Anruf von einem seiner Geschäftspartner bekommen, der seine Anwesenheit während einer spontanen Konferenz erforderlich machte. Das wäre dann unser Abschied.

Aber das war nur für die kleineren Dinge. Wenn es ein größeres Vergehen gab — wie zum Beispiel, wenn ich irgendjemandem gegenüber erwähnte oder andeutete, was mir in den letzten Monaten wirklich zugestoßen ist — nun, sagen wir einfach, dass Jeremy einen sehr gründlichen Notfallplan ausgearbeitet hat, den er für realisierbar hält, um solche Missgeschicke zu vermeiden. Er beinhaltet Paul und sein Halsband und Jeremys allgegenwärtige Verbindung mit ihm.

Es genügt zu sagen, dass diese Drohung allein genügte, um mich sehr vorsichtig zu verhalten.

Als wir das Café am Strand erreichen, wo Jeremy das Treffen vereinbart hat, sind meine Handflächen schweißgebadet. Angst durchströmt meinen Körper wie ein bösartiges Fieber. Ich bin nicht die einzige, die von meinem Auftreten vor Fey und ihrer Familie betroffen ist. Mein Vater ist es auch.

Natürlich habe ich nicht die Absicht, Jeremys Vertrauen zu missbrauchen. Nicht so bald. Ich habe mein Ziel klar vor Augen. Die Erwähnung von *Liebe*, oder was auch immer Jeremy für Liebe hält, hat mich in keiner Weise ins Wanken gebracht.

Zumindest glaube ich, dass das der Fall ist. Ich *hoffe* es. Ich weiß, dass ich meine wahren Ziele klar im Auge behalten muss. Ich darf sie nicht vergessen. Ich *werde* sie nicht vergessen.

Und trotzdem habe ich immer noch Angst davor, wie die Dinge sich ändern könnten, wenn ich Fey sehe.

Jeremy parkt den Wagen und schaut mich an.

»Bereit?«, fragt er.

Ich schlucke und setze ein mutiges Gesicht auf.

»Bereit«, bestätige ich.

Er öffnet die Tür und tritt heraus und geht dann um die Vorderseite des Wagens herum, um meine Tür zu öffnen. Dies ist der touristische Teil der Insel, wo sich all die reichen Urlauber versammeln. Dafür bin ich dankbar. Das bedeutet zumindest, dass unser tolles Auto und die Kleidung nicht auffallen.

Jeremy bietet mir seinen Arm an. Ich nehme ihn anmutig. Er zieht mich aus dem Sitz und legt seine Hand auf meinen Rücken.

In wenigen Sekunden befinden wir uns auf dem Bürgersteig inmitten einer Menschenmenge. Sie besteht aus tatsächlich lebenden, atmenden Menschen. Diese Neuheit scheint mich anzuspannen, denn Jeremy lehnt sich zu mir hinüber und flüstert in mein Ohr: »Entspann dich, Lilly! Du machst das großartig. Dich werde am Ende des Tages keine Überraschungen erwarten, solange du dich im Einklang mit den Regeln verhältst, die ich festgelegt

habe.«

Das ist leicht für dich zu sagen, denke ich säuerlich.

Auf unserem Weg zum Café kommen wir an überfüllten Geschäften vorbei. Es gelingt mir, einen kurzen Blick auf mich selbst und Jeremy zu werfen, wie wir uns in einem Fenster widerspiegeln. Ich bin überrascht von dem, was ich sehe.

Wir sehen... normal aus. Jeremy Stonehart in seinen lässigen Shorts, dem hellrosa, halb aufgeknöpften Hemd und mit dieser Brille über seinen Augen sieht aus wie jeder andere Mann.

Jeder andere Mann im Besitz eines mörderischen Körpers und eines attraktiven Gesichts — also mit der Aura eines großen Selbstvertrauens.

Und ich sehe aus wie jede andere Frau, wie ich dort neben ihm gehe. Jede andere *freie* Frau, die sich mit ihrem Mann auf einem Spaziergang in der Morgensonne befindet.

Nichts von dem Bild, das wir abgeben, deutet auch nur annäherungsweise auf all die verdrehten Dinge hin, die unser Leben definieren. Nichts an dem Spiegelbild gibt

irgendeinen Anschein einer ehemals missbrauchten Frau und eines rachsüchtigen Mannes. Überhaupt nichts deutet den Mist an, der unter der Oberfläche brodelt.

Jeremy hat mir einmal gesagt, dass der Schein gewahrt werden muss. Wenn ich mir das Bild anschau, das andere Menschen sehen, muss ich sagen, dass wir das verdammt gut machen.

Wir betreten das Café. Drinnen befinden sich weniger Gäste als draußen. Der Barista hinter dem Tresen grüßt uns, und Jeremy nickt ihm freundlich zu. Er führt mich geradewegs durch die Reihen der Tische hindurch zur hinteren Terrassentür.

Und dort sehe ich Fey, die im Schatten eines übergroßen Sonnenschirms sitzt.

Umgehend und ohne Vorwarnung überkommt mich eine riesige Welle von Emotionen. Ich beginne zu stolpern und falle fast hin.

Jeremy verstärkt seinen Griff um meine Taille herum. »Ganz ruhig«, murmelt er in sich hinein.

Fey hat mich noch nicht gesehen. Sie sitzt dort

zusammen mit ihrer Mutter. Beide haben uns den Rücken zgedreht und schauen hinaus aufs Meer. Ihren Vater kann ich nicht entdecken.

All die Erinnerungen an das, was sie und ich früher miteinander geteilt haben, suchen sich ihren Weg zurück an die Oberfläche. Unser erstes Treffen unter der Weide. All diese schlaflosen Nächte, die wir lernend zusammen verbracht haben. Wie ich mit ihr und Sonja beim Mittagessen zusammen über die neuesten exzentrischen Possen unseres Psychologieprofessors gelacht habe.

Ich erinnere mich daran, wie sie sich in der Woche um mich gekümmert hat, als ich mit einer Halsentzündung krank im Bett lag und nicht sprechen konnte. Sie hatte trotz ihres eigenen ausgefüllten Stundenplanes in meinem Namen jeden meiner Professoren und Assistenten aufgesucht, um sicher zu gehen, dass ich nicht zurückfiel. Als ich beim Vorstand beantragte, meinem Stundenplan in meinem ersten Jahr einen sechsten Kurs hinzufügen zu dürfen, hat sie mich zusammen mit Sonja begleitet, um meine Fähigkeit zu bezeugen, dem Druck standhalten zu können.

Ich erinnere mich an die Feiern am Freitag, die wir im Skulls and Bones und all den anderen geheimen Gemeinschaften veranstaltet haben. Ich erinnere mich daran, wie sie mir geholfen hat, aggressive betrunkene Verbindungsbrüder abzuwehren und wie wir danach darüber gelacht haben. Ich erinnere mich an...

So viel. Ich erinnere mich an so viel. Aber vor allem erinnere ich mich daran, was für eine gute Freundin sie mir gewesen ist — sowohl sie als auch Sonja. Sie waren die ersten Mädchen, zu denen ich eine tatsächliche, reale Verbindung spürte. *Zum allerersten Mal.*

Und nun bin ich kurz davor, sie nach meiner monatelangen Abwesenheit zu verstoßen, und irgendwie wird von mir erwartet, hart und teilnahmslos und distanziert zu bleiben?

»Es ist noch nicht zu spät umzukehren«, sagt Jeremy. Seine Stimme reißt mich in die Gegenwart zurück. »Wir können immer noch umkehren, Lilly, wenn dies zu viel für dich ist. Ich möchte nicht, dass du dich unwohl fühlst. Ich werde Thalia meine Entschuldigung zukommen lassen und

erklären, dass ich —«

»Nein«, sage ich und schüttle meinen Kopf. Das Letzte, was ich tun möchte, ist vor Jeremy zuzugeben, dass ich schwach bin. Jetzt umzukehren wäre so, als würde ich eine komplette Niederlage eingestehen.

»Nein, es geht mir gut. Wir sind bereits hier. Sie warten. Ich bin bereit.«

»Dann vergiss nicht, was wir besprochen haben«, sagt er leise. Seine Hand zieht sich besitzergreifend um meine Hüfte herum zusammen. »Ich werde keine Missgeschicke tolerieren.«

»Und ich werde keine verursachen«, lächle ich. Es ist ein gezwungenes Lächeln. Aber irgendwie scheint es meine Nerven zu beruhigen.

»Wir werden sehen«, murmelt Jeremy. »Gib mir keinen Grund, dich zu bestrafen, Lilly. Dein Verhalten muss einwandfrei sein.«

»Das wird es«, verspreche ich. Ich atme tief ein.
»Sollen wir?«

»Lass uns gehen.«

Er führt mich durch die Tür hindurch auf die Terrasse. Thalia schaut sich um und entdeckt uns zuerst. Sie gibt ein aufgeregtes Geräusch von sich, klopft schnell auf Feys Arm und zeigt in unsere Richtung.

Fey springt auf, sobald sie mich sieht. Sie läuft auf mich zu und wirft mich fast um, als sie ihren Körper gegen meinen presst. Sie umarmt mich wild und fest. Obwohl ich mir versprochen habe, mich distanziert zu verhalten, muss ich ihre Umarmung einfach erwideren.

»Lilly«, sagt sie. Ihre Stimme zittert. »Ich kann nicht glauben, dass du es wirklich bist. Ich habe dich so sehr vermisst!« Sie tritt einen Schritt zurück und ergreift meine Schultern. Selbst durch die riesige, dunkle Sonnenbrille hindurch, die auf ihrer Nase ruht, kann ich sehen, dass sie Tränen in den Augen hat.

»Ich habe... dich auch vermisst«, erwidere ich, wobei ich mitten im Satz leicht zögere und mir Jeremys Blick und seiner Nähe sehr bewusst bin. Was soll ich sagen? Nein, ich habe meine beste Freundin, die seit mehr als drei Jahren wie eine Schwester für mich ist, nicht vermisst?

Sie schaut an mir hoch und runter. »Wow!«, flüstert sie fast bewundernd. »Lilly, du siehst umwerfend aus. Ist die von Hermes?«

Ich zupfe an meiner Bluse. »Was, dieses alte Ding?« Ich bin mir sicher, dass es ein Kleidungsstück von irgendeinem berühmten Modeschöpfer ist. Aber ich habe mir das Schild nicht einmal angeschaut, als ich die Bluse angezogen habe. Das Letzte, was ich will, ist hervorzuheben, wie teuer es gewesen sein könnte. »Niemals. Ich habe sie gebraucht gekauft.«

Fey lacht. Ich spüre, wie ein Lächeln meine eigenen Lippen umspielt. Mein Gott! Ich habe sie schon so lange nicht mehr lachen gehört. Sie hat ein sehr hübsches Lachen, das noch niemals darin versagt hat, mich zu erwärmen.

Jeremy lacht auch. Sein Lachen ist von einer anderen Art, reich und tief und männlich, und passt perfekt zu seiner verführerischen Stimme. Es ist ein Lachen, das umgehend die Aufmerksamkeit aller Frauen in der Nähe erregt. Es rollt mit einer wirbelnden Macht durch meinen

Körper hindurch.

Auch Fey ist nicht immun dagegen. Sie schaut ihn an und muss ihren Kopf nach oben beugen, um ihm in die Augen zu blicken. Sie schnappt fast unmerklich ein wenig nach Luft und lässt eine Hand durch ihr Haar gleiten.

Ich kenne sie gut genug, um zu wissen, dass sie das nur tut, wenn sie in der Gegenwart eines unglaublich attraktiven Mannes Nervosität verspürt. Ich habe nur zweimal erlebt, wie ihr das passiert ist: Einmal, als wir Liev Schreiber vorgestellt wurden, als er seiner Alma Mater einen Überraschungsbesuch abstattete und in unseren Unterricht über die Theorie der freien Künste hineinplatzte; und einmal, als Senator Scott Wolf ein privates Seminar für zehn Personen gab, für das Fey und ich glücklicherweise Eintrittskarten bekommen hatten.

»Sie müssen Mr. Stonehart sein«, sagt sie, wobei sie fast über die formelle Anrede stolpert, die sie in einer so informellen Umgebung verwendet.

»Jeremy«, korrigiert er sie und streckt ihr seine Hand entgegen. »Bitte nennen Sie mich Jeremy.«

Fey ergreift seine Hand. Anstatt sie jedoch zu schütteln, führt Jeremy sie an seine Lippen heran und küsst vorsichtig ihre Knöchel. »Sie sind genauso reizend, wie Lilly sie beschrieben hat.«

Charmanter, selbstbewusster Bastard, denke ich mit nur dem kleinsten Anschein von Verbitterung.

»Oh, wow«, murmelt Fey. Ich beobachte, wie ihr das Blut in die Wangen steigt. Sie tritt einen Schritt zurück, stolpert über ihre eigenen Füße und fällt fast hin.

Zumindest weiß ich jetzt, dass ich nicht die Einzige bin, die auf diese Weise auf Jeremy Stonehart reagiert.

Fey findet ihre Haltung jedoch schnell wieder. Sie ergreift meine Hand, zieht mich aus Jeremys Griff heraus und dreht mich in Richtung des Tisches. Thalia sitzt dort immer noch dort und lächelt mich warm über den Rand eines roten und orangefarbenen Margaritas hinweg an.

»Ich hatte befürchtet, ich würde dich nicht wiedersehen, Lilly«, sagt sie als ich mich hinsetze. »Wir warten seit mehr als einer Stunde auf dein Eintreffen.«

»Mutter!«, ermahnt Fey sie. Sie dreht ihren Kopf, um

mich anzuschauen. »Sie meint das nicht so«, sagt sie. »Ich hätte den ganzen Tag gewartet, wenn das bedeutet hätte, dich wiederzusehen. Oh! Sonja wird so neidisch sein!«

Ich lächle Fey schwach an. Sie hätte den ganzen Tag auf mich gewartet? Das ist so... süß. Und es ist so typisch für sie.

Es macht mich traurig, dass ich schon bald diese kalte und distanzierte Persönlichkeit annehmen muss, die so wichtig ist.

Jeremy lässt sich neben mir nieder. »Guten Tag Thalia«, sagt er. Sie setzt sich auf eine fast verächtliche Weise zurecht und nickt ihm ganz leicht zu. »Jeremy.«

Mist! Ich dachte, es wäre Fey, über die ich mir Sorgen machen müsste, nicht ihre Mutter! Aber Thalia scheint einen angeborenen Groll gegen Jeremy zu hegen. Ich hoffe nur, dass er nicht überreagieren und mir die Schuld geben wird. Er ist kein Mann, der es gewohnt ist, so angesprochen zu werden.

Aber glücklicherweise prallt die herablassende Begrüßung wie Wasser von dem Rücken einer Ente von

Jeremy ab. Er lächelt sie nur höflich an und ergreift die Speisekarte. »Haben Sie schon etwas gegessen?«, fragt er.

Thalia wird ärgerlich. »Nachdem wir so lange warten mussten, haben wir natürlich schon gegessen!«

»Dann müssen Sie uns etwas empfehlen können«, sagt Jeremy geschmeidig. Ich merke, dass ich stolz darauf bin, wie gut er mit Thalias Stimmung umgeht. »Weder Lilly noch ich haben seit gestern Abend irgendetwas zu uns genommen. Wir sind beide am Verhungern.«

Jeremy ruft den Kellner herüber und bestellt zwei Mittagessen und eine zusätzliche Runde Getränke für alle.

Ich schaue Fey an. »Wo ist dein Vater?«, frage ich.

»Oh, der ist mit uns hierhergekommen, wurde aber weggerufen, bevor du angekommen bist.« Fey lächelt entschuldigend. »Er hätte dich allerdings sehr gern gesehen. Und hätte auch Mr. — äh, Jeremy gern getroffen.«

»Wo wir beim Thema sind«, mischt Thalia sich ein. »Sie haben mir noch nicht erzählt, wie Sie und Lilly sich getroffen haben.« Sie funkelt Jeremy mit einem Blick an, der Misstrauen und etwas Anderes enthält, das Verachtung

sehr ähnlich ist.

Ihr Verhalten Jeremy gegenüber macht mich nervös. Warum ist sie so distanziert? Sie könnte doch nicht... sie könnte doch nicht etwas vermuten, oder?

Ich schüttle mich selbst ein wenig und versuche, diesen Gedanken von der Hand zu weisen. Nein, natürlich könnte sie keine der Dinge vermuten, deren Jeremy tatsächlich schuldig ist. Wie könnte sie das auch? Niemand weiß das außer ihm, Rose und mir.

Und doch ist sie definitiv wegen etwas misstrauisch. Vielleicht ist es nur eine mütterliche Sorge um mein Wohlbefinden oder meine Männerwahl. Vielleicht ist der Altersunterschied etwas, das Thalia nicht gutheißt.

Jeremy lächelt sie an, während er sowohl Fey als auch mich zur gleichen Zeit anschaut. »Das ist eigentlich eine recht faszinierende Geschichte«, sagt er und beginnt mit dem Alibi, das er sich für uns ausgedacht hat.

Als ich ihn so höre, fasziniert es mich, wie *real* er diese Geschichte klingen lässt, wie authentisch. Zu hören, wie er unser Kennenlernen und unsere erste Unterhaltung

beschreibt und wie die Dinge sich danach entwickelt haben, klingt alles so echt, dass ich diese Geschichte fast selbst glauben könnte. Wenn ich die Wahrheit nicht erlebt hätte, hätte ich es nicht besser gewusst.

Aber als ich ihm zuhöre, überkommt mich eine neue Erkenntnis: Jeremy ist ein geübter Lügner. Die Worte kommen ihm mit der gleichen Leichtigkeit wie jede Wahrheit über die Lippen.

Als er fertig ist, genügt die Geschichte, um zumindest ein wenig von Thalias Feindseligkeit zu dämpfen. Fey, die der Geschichte hingerissen zugehört hat, sagt: »Wow! Ich wünschte, du hättest mir all das erzählt, als es passiert ist, Lilly! Ich hätte gerne all diese Einzelheiten gehört. Warum hast du nicht angerufen?«

»Oh. Äh...« Ich schaue hinüber zu Jeremy. Wir haben darüber gesprochen, wie ich auf solche Fragen zu reagieren habe. Ich öffne meinen Mund, um zu antworten — und ändere dann meine Worte.

»Fey, schau, es tut mir leid. Ich war sehr beschäftigt. Aber das ist offensichtlich keine Entschuldigung. Die

Wahrheit ist...«, ich werfe noch einmal einen kurzen Blick zu Jeremy hinüber. Ich kann sehen, wie sein Gesicht dich deutlich verkrampt. Ich kann *spüren*, wie sein Blick sich in mich hineinbohrt. So war es nicht geplant. »Die Wahrheit ist, dass ich nicht mit dir sprechen wollte«, beende ich den Satz eilig.

Die Spannung, die sich in Jeremy aufgebaut hat, verflüchtigt sich. Fey ist von meinen Worten bestürzt. Ich fahre schnell fort.

»Nicht nachdem ich für so lange Zeit verschwunden war. Die Arbeit hat mein Leben in dem Moment übernommen, als ich bei Corfu angefangen habe. Wochen vergingen, ohne dass ich es gemerkt habe. Alles war einfach so geschäftig, so hektisch... Ich wollte immer anrufen, Fey. Aber als ich Jeremy getroffen habe, waren bereits so viele Monate verstrichen, dass ich dachte... ich dachte...«, ich schaue nach unten und hoffe verzweifelt, dass meine Lügen genauso glaubwürdig klingen wie Jeremys, »...ich dachte, dass wir uns an dem Punkt einfach auseinandergelebt hatten. Ich dachte nicht, dass du noch an mir interessiert wärst. Ich dachte, du hättest mich

vollkommen vergessen.«

Feys Augen weiten sich, und Verständnis breitet sich in ihrem Gesicht aus. Sie greift über den Tisch hinweg und nimmt meine Hand. »Oh, Lilly, wie kannst du das nur denken? Ein paar Monate sind doch nichts im Vergleich zu unserem ganzen Leben. Dich vergessen? Bist du verrückt, verdammt noch mal? Huch!« Fey hält eine Hand über ihren Mund und schaut zu Thalia. »Entschuldigung, Mom.«

Thalia tut es mit einer Handbewegung ab und bedeutet ihr fortzufahren. Fey nimmt meine Hände in ihre. »Ich würde dich nie vergessen, Lilly. Ich habe mir schon gedacht, weißt du, dass du *tatsächlich* beschäftigt warst.« Sie lächelt. »Es sieht so aus, als hätte ich Recht gehabt. Ich weiß, wie sehr du dich konzentrierst, wenn du deinen Blick auf ein Ziel gerichtet hast. Ich habe es Dutzende von Malen in Yale gesehen. Erinnerst du dich daran, wie Sonja und ich dich praktisch entführen mussten, um dich dazu zu bringen, mit uns zu dem Spiel zu gehen?« Sie lacht.

Aber als ich das Wort höre... das Wort *entführen*... verkrampt sich mein Magen. Das ist genau das, was

Jeremy mir angetan hat. Und hier bin ich nun und sitze mit einer alten Freundin zusammen und tue so, als wäre alles in Ordnung?

Wie weit bin ich dem Stockholm-Syndrom bereits erlegen? Ein Wort... eine Bitte um Hilfe... würde genügen, und Fey und Thalia könnten mich aus diesem Albtraum befreien. Ich würde Jeremy für immer entkommen. Sie würden mich zur Polizei bringen, wo ich alles gestehen würde, was er mir angetan hat. Ich würde jede Einzelheit seines Hauses und seines Anwesens beschreiben und wie er mich behandelt hat. Ich würde ihnen die *Wahrheit* sagen. Und sie hätten keine andere Möglichkeit als mir zu glauben. Jeremy würde verhaftet werden. Seine Macht wäre erloschen. Er würde ins Gefängnis kommen...

Nein. Nein, er würde nicht ins Gefängnis kommen. Er würde die besten Anwälte des Landes engagieren, um ihn zu verteidigen. Es wäre mein Wort... das Wort einer Möchtegern-Aufsteigerin... gegen seines, das Wort eines der mächtigsten Geschäftsleute des Landes.

Ich hätte keine Chance. Ich würde im Gericht auseinandergenommen werden. Was für eine Art Anwalt könnte ich mir leisten? Jemand wie ich, frisch aus dem College? Es wäre lächerlich.

Und welche Beweise könnte ich vorlegen? Jeremy hat all die Macht. Er hält all die Karten in der Hand. Ich könnte ihnen von dem Vertrag erzählen, den er mich hat unterschreiben lassen. Aber könnte ich ihnen eine Kopie geben? Nein. Ich könnte von dem Halsband sprechen. Aber könnte ich es ihnen zeigen? Nein. Ich habe nicht einmal irgendwelche bleibenden Narben oder Spuren von meiner Gefangenschaft an mir.

Nein. Wenn ich jetzt etwas sage... würden die Dinge nur in einer Katastrophe enden. Das einzige, dessen ich mir sicher sein könnte, ist Jeremys Zorn. Er würde mich zurückbekommen. Er wäre erbarmungslos. Und wenn er das täte? Nun, ich erschauere bei dem Gedanken, was er mir dann antun würde.

Also habe ich keine andere Wahl, als mit dieser Farce fortzufahren. Wenn ich mich mit Jeremy vor einem Gericht

auseinandersetzen würde, würde ich als eine Verrückte dargestellt werden. Verdammt, ich weiß, was er Paul angetan hat.

Nein! Ich kann jetzt nicht wanken. Wegzulaufen ist nicht, was ich tun will oder tun muss. Um Hilfe zu rufen, ist der Ausweg eines Feiglings.

Dies ist nicht das Stockholm-Syndrom. Dies bin ich, die ein klares Ziel vor Augen hat. Der Einsatz ist hoch. Mein Leben könnte in Gefahr sein.

Aber mein Leben dreht sich bereits vollkommen um Jeremy Stonehart. Und das wird es auch weiterhin tun bis zu dem der Augenblick, in dem ich ihn schlagen kann. Und das werde ich nach meinen eigenen Regeln und mit meinen eigenen Fähigkeiten tun. Ich werde mich auf niemand anderen verlassen. Die Polizei, Anwälte, Richter, eine Verhandlung... all das würde andere Menschen einbeziehen, um Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das ist nicht das, was ich brauche. Die einzige Art und Weise, wie die Dinge zwischen mir und Jeremy geklärt werden können, ist auf der persönlichen Ebene. Und der einzige

Mensch, der entscheiden kann, wann der Gerechtigkeit
Genüge getan wurde, bin ich.

Ich kämpfe mich durch mein Unwohlsein hindurch und lache ebenfalls. »Ja«, sage ich. »Ja, das tue ich. Danke für dein Verständnis, Fey.«

»Hey, dafür sind Freunde doch da, oder nicht?«, strahlt sie. »Aber nun, da wir uns wiedergesehen haben und ich dich davon überzeugen konnte, dass ich dich niemals vergessen werde, musst du mir etwas versprechen. Okay? Du erinnerst dich daran, dass ich dich vor deiner Abreise nach Kalifornien habe schwören lassen, dass ich der erste Mensch sein würde, den du anrufst, sollten die Dinge sich zum Schlechten entwickeln? Nun, diesen Schwur erneuere ich jetzt. Du musst mich mindestens einmal pro Woche anrufen, Lilly Ryder. Egal was. Hast du das verstanden?«

Ich werfe einen kurzen Blick zu Jeremy und suche nach seiner Erlaubnis. Er senkt leicht seinen Kopf. Seine Lippen bleiben allerdings aufeinander gepresst.

»Okay«, lenkt Fey ein, nachdem sie nicht einmal auf

meine Antwort gewartet hat. »Einmal die Woche ist vielleicht etwas viel. Immerhin weiß ich, wie *beschäftigt* du bist.« Sie wirft einen verstohlenen Blick in Jeremys Richtung, der voll von durchtriebenem Verständnis ist. »Aber mindestens einmal im Monat. Okay? Und schick mir eine E-Mail, wenn du kannst! Auf diese Weise muss ich mich wenigstens nicht fragen, ob du noch am Leben bist.«

»Okay«, lächle ich. »Sicher, Fey. Das kann ich tun.«

Sie holt ihr Handy hervor und gibt es mir. »Speichere hier deine neue Nummer ab!«, befiehlt sie.

Ich erstarre. Ich *habe* keine Nummer, und wenn ich irgendetwas mit dem Handy tue, ohne dass Jeremy es sieht, würde sein Misstrauen augenblicklich geweckt werden. Die Regel bezüglich Neuigkeiten über den Rest der Welt ist immer noch in Kraft.

Aber bevor ich die Dinge noch weiter verpatzen kann, greift Jeremy hinüber und nimmt mir das Handy aus der Hand. »Als wir gestern Abend hier angekommen sind, habe ich Lilly ein neues Handy mit einem internationalen

Vertrag geschenkt«, sagt er. »Sie hatte noch nicht die Möglichkeit, ihre Nummer auswendig zu lernen. Oder, Lilly?«

»Oh, nein.«, sage ich. »Ich habe keine Ahnung, wie sie lautet. Das Handy ist immer noch in seiner Verpackung.«

Fey und ihre Mutter tauschen einen merkwürdigen Blick aus.

»Glücklicherweise habe ich sie in meinen Kontakten gespeichert«, fährt Jeremy fort. Er holt sein eigenes Handy hervor und kopiert die Nummer. Er gibt Fey ihr Telefon zurück.

»Danke«, sagt sie, während sie mich in Form einer unausgesprochenen Frage stirnrunzelnd anschaut. Ich lächle sie ein wenig an und zucke mit den Schultern.

Nun, das war ja überhaupt nicht verdächtig, denke ich.

Das ist der Augenblick, an dem ich den zierlichen Verlobungsring an ihrem Finger entdecke. Ich war so sehr damit beschäftigt, darüber nachzudenken, welchen

Eindruck ich auf sie hinterlassen muss, dass ich Robin total vergessen hatte!

»Wo ist dein Verlobter?«, platze ich heraus.

»Oh«, kichert Fey. »Robin ist nicht mit uns gekommen. Er hat ein Jobangebot vom *Economist* für das nächste Jahr erhalten. Die veranstalten einen Winterurlaub für all die neuen Mitarbeiter in Südafrika.« Sie lächelt. »Ich freue mich so sehr für ihn.«

»Der *Economist* ist eine angesehene Zeitung«, sagt Jeremy. »Gleich nach dem College ein Angebot von ihnen zu erhalten, ist beachtlich. Ich habe großen Respekt.«

»Danke«, strahlt Fey. Ich kann genau *sehen*, wie der Stolz sich auf ihrem Gesicht widerspiegelt.

»Ihr habt aber noch nicht geheiratet, oder?«, frage ich.
»Ihr seid immer noch nur verlobt?«

»Oh, eine Hochzeit ist ein gewaltiges Unternehmen«, sagt Thalia. »Die zwei Turteltauben wollten es eigentlich schnell hinter sich bringen, gleich am Ende des Sommers. Aber Feys Vater und mir gelang es, ihnen das auszureden. Dafür war sehr viel Überredungskunst von meiner Seite

aus notwendig.«

»Mutter!«

Thalia lächelt Fey liebevoll an. »Ich habe sie davon überzeugt, ein Jahr zu warten und es nach ihrem Abschluss anständig zu tun.«

Interessiert lehne ich mich nach vorn. »Das Datum steht also fest?«

»Oh, ja«, antwortet Thalia. »23. August 2014.«

»Du kommst doch, oder?«, fragt Fey. Sie klingt plötzlich besorgt. »Ich wollte, dass du... eine meiner Brautjungfern bist. Aber ich wusste nicht, ob ich dich davor noch sehen oder von dir hören würde...«

»Wir werden beide dort sein«, wirft Jeremy ein. »Wenn Lilly die Ehre zuteilwird, eine Ihrer Brautjungfern zu sein, würde ich es niemals zulassen, dass sie das ausschlägt.«

Ich drehe meinen Kopf in seine Richtung.
Wertschätzung der tiefsten Art erwacht in mir.

»Natürlich«, fährt Jeremy fort, »ist es keine kleine Aufgabe, eine Brautjungfer zu sein. Sie wird Ihnen in den

Wochen vor der Hochzeit zur Verfügung stehen müssen. Wenn das Datum im August endgültig ist...?«, er verliert sich, und Fey und Thalia nicken, »...dann werden wir dafür sorgen, dass wir Lillys Urlaub im Voraus buchen. Thalia, Sie haben Schwierigkeiten bei der Planung erwähnt? Nun, ich kenne eine hervorragende Veranstaltungsplanerin, die sich zufälligerweise auf meiner Gehaltsliste befindet.« Er zieht eine Visitenkarte aus seiner Tasche und schreibt etwas auf die Rückseite. »Das sind ihr Name und ihre Telefonnummer. Rufen Sie sie an. Sagen Sie ihr, Sie sind ein Freund von mir. Benutzen Sie meinen Vornamen. Sie wird wissen, von wem Sie sprechen.«

»Danke«, sagt Thalia. »Aber ich könnte niemals aus...«

»Ich bestehe darauf«, sagt Jeremy. Er schiebt die Karte über den Tisch, wo Fey sie aufheben will. »Und es ist mir nur allzu bewusst, dass eine Hochzeit große Kosten verursachen kann. Arbeiten Sie mit diesem Mädchen zusammen, und ich verspreche Ihnen, dass Sie keinen Pfennig der Rechnung zu sehen bekommen.« Er schaut Fey

in die Augen und spricht sie direkt an. »Machen Sie es so ausgefallen wie Sie möchten. Betrachten Sie es als ein vorzeitiges Hochzeitsgeschenk für eine von Lillys alten Freundinnen.«

»Wow«, murmelt Fey. Sie greift nach der Karte.
»Danke, Jeremy. Das ist sehr großzügig...«

»Und unnötig«, sagt Thalia. Sie legt ihre Hand auf Feys ausgestreckten Arm und stoppt sie. »Danke, Mr. Stonehart. Aber ich bin mir sicher, dass mein Mann und ich uns die Hochzeit unserer eigenen Tochter leisten können.«

»Ich habe keine Zweifel daran, dass sie das können«, sagt Jeremy sanft. »Und bitte bewerten Sie diese Geste nicht als eine Andeutung in diese Richtung. Mir ist nur einfach bewusst, dass ich die Schuld daran trage, Lilly so sehr beschäftigt zu halten, dass sie keine Zeit dafür hatte, sich um ihre alten Freundinnen zu kümmern. Wenn Sie mein Angebot annehmen, wird es nur eine Art und Weise für mich zu sein, mich zu entschuldigen. Mehr nicht.« Er lenkt sein charmantes Lächeln in Feys Richtung. »Es ist

schade, dass ich heute nicht die Gelegenheit bekommen habe, Robin zu treffen. Er scheint ein sehr versierter, intelligenter junger Mann zu sein, wenn er zu Beginn seiner Karriere vom *Economist* eingestellt wird. Wenn wir uns das nächste Mal treffen, würde ich ihn sehr gern kennenlernen.«

»Und ich bin mir sicher, er würde Sie auch gern treffen«, antwortet Fey. Ich bemerke, dass sie die Visitenkarte aufgehoben hat, obwohl Thalia ihren Griff nicht gelockert hat.

»Aber ernsthaft«, sagt Jeremy. »Rufen Sie meine Hochzeitsplanerin an!« Er schaut hinüber und lächelt mich an. »Lilly in dem Kleid einer Brautjungfer zu sehen, könnte mir einen unbeabsichtigten Geistesblitz verleihen.«

Der Rest des Brunchs vergeht ohne Schwierigkeiten. Ich hatte mich zuvor geirrt. Ich muss nicht kalt und distanziert sein, um dieses Treffen zu überstehen.

Eigentlich verbringen wir die meiste Zeit damit, uns an alte Zeiten zu erinnern.

Jeremys Humor und seine angeborene Ausstrahlung werden ebenfalls deutlich. Er geht in dem Augenblick auf, genauso wie er es gestern Abend auf der Bühne getan hat. Am Ende des Treffens sind auch die letzten Spuren von Thalias Feindseligkeit verschwunden.

Als wir uns später alle voneinander verabschieden und ich mein Versprechen an Fey wiederhole, in Kontakt zu bleiben, fühle ich mich so leicht wie ein Schmetterling. Ich habe gerade zusammen mit Jeremy Stonehart an meiner Seite einige unglaubliche Stunden mit einer alten Freundin verbracht, und überhaupt nichts ist schief gegangen. Es war lustig, locker und leicht. Meine anfängliche Unruhe über diesen Tag war vollkommen unbegründet gewesen.

»Komm her!«, sagt Jeremy, als wir am Auto ankommen. Er zieht mich zu sich hin und überrascht mich mit einem warmen, leidenschaftlichen Kuss. »Du warst wunderbar«, sagt er. Er hebt seine Sonnenbrille an, sodass ich seine Augen sehen kann. Das Lächeln, das sich auf

seinen Lippen befindet, spiegelt sich in ihnen wider, sodass seine Augenwinkel sich kräuseln und *er* so unglaublich menschlich aussieht. So zugänglich.

»Du warst selbst nicht schlecht«, erwidere ich.
»Weißt du, es gab besonders am Anfang einige Augenblicke, an denen ich dachte, wir würden eine Vorstellung deines Temperaments bekommen.«

»Temperament?«, fragt er belustigt. »Welches Temperament?«

»Mach dich nicht lustig!« Ich gebe ihm einen Klaps auf den Arm. Ich fühle mich so frei, ich könnte mich drehen und lachen. Die Sonne scheint. Ich habe wieder Kontakt zu Fey, und ich bin gerade auf eine atemberaubende Weise geküsst worden.

Plötzlich breitet sich ein Schatten über seinen Augen aus. »Lilly«, sagt er ernsthaft. »Du weißt, dass dies ein einmaliges Ereignis war. Obwohl du perfekt warst, kann ich es nicht riskieren, dass so ein Treffen noch einmal stattfindet.«

Meine Laune sinkt. »Ich weiß«, sage ich leise.

»Es ist nicht... es ist nicht deinetwegen«, knurrt er.

»Du hast mir wieder und wieder bewiesen, dass mein Vertrauen in dich gerechtfertigt ist. Es ist meinetwegen. Wie du gestern Abend erfahren hast, geht Stonehart Industries an die Börse. Alles, was ich tue, wird genauestens unter die Lupe genommen. Ich war in der Lage, dafür zu sorgen, dass genügend meiner Männer in dem Café anwesend waren, um Probleme zu beseitigen

—«

»Warte! Was?«, unterbreche ich ihn. »Was meinst du damit ›deine Männer‹?«

»Wachleute, Lilly.« Er runzelt die Stirn. »Du kannst doch nicht glauben, dass ich ohne Leibwächter in die Öffentlichkeit gehen kann!«

Ich spüre ein unbehagliches Stechen zwischen meinen Schulterblättern. »Wir wurden beobachtet?«, fauche ich.

»Ja«, sagt Jeremy. »Sag mir nicht, dass du daran Anstoß nimmst!«

»Daran Anstoß nehmen? Daran Anstoß nehmen? Ha!«, höhne ich. Ich schaue mich auf der Straße um und fühle

mich sehr wie eine winzige Fliege, die in einem unsichtbaren Netz gefangen ist. »Natürlich nehme ich keinen Anstoß daran, Jeremy«, sage ich sarkastisch. »Nun, was bedeutet schon ein kleines bisschen mehr Eindringen in meine Privatsphäre an diesem Punkt unserer Beziehung? Es ist ja nicht so, als hätte ich irgendetwas an mir, dass noch nicht offen gelegt worden wäre.«

»Lilly, hör auf!«, befiehlt Jeremy. »Du bist theatralisch.«

Ich gehe um ihn herum und reiße die Autotür auf. Ich habe in der Zwischenzeit akzeptiert, dass ich keine Geheimnisse vor Jeremy haben kann. Aber Fey und Thalia ebenfalls ihre Privatsphäre zu rauben? Das ist es, was mich so aufregt. »Lass uns von hier wegfahren«, fauche ich und schlage die Tür zu.

Jeremy stolziert vorn um das Auto herum und steigt ein. Ärgerlich stecke ich meinen Sicherheitsgurt in die Metallschnalle. Er passt nicht. Ich versuche es erneut und stoße ihn noch einmal hinein, und wieder und wieder und wieder und wieder.

»Hier«, sagt Jeremy und greift hinüber, um mir zu helfen. »Lass mich das tun!«

»Das kann ich allein!«, explodiere ich. Ich versuche es noch einmal, aber das verdammte Ding will einfach nicht passen.

»Lilly.« Jeremy nimmt meine Hand. Ich versuche, sie wegzuziehen. Aber er hat einen eisernen Griff. »Du ruinierst den Wagen.«

»Das ist mir egal!«, rufe ich aus. Ich spüre, wie Tränen der Wut und der Frustration sich in meinen Augen bilden. Warum schaffe ich das nicht? Verdammt noch mal! Es ist so eine einfache, dumme Sache!

Mit all der Kraft, die ich aufbringen kann, reiße ich meine Hand aus Jeremys Griff heraus. Ein Schmerz schießt durch meine Schulter. »Mist!«, fluche ich. Es fühlt sich wie eine Zerrung an. Ich reibe kräftig mit meiner anderen Hand daran und habe den Sicherheitsgurt vergessen, während die Verletzung meine bereits schlechte Laune noch verschlimmert.

»Lilly —«

»Fahr einfach!«, sage ich. »Fahr! Bring mich zurück ins Hotel! Lass ›deine Männer‹ uns folgen und finde heraus, ob es mir etwas ausmacht!«

Er schaut mich nur an. Er macht keine Anstalten, den Motor zu starten oder uns zurückzufahren oder irgendetwas in der Art.

»Nun?« Ich blicke finster drein. Der Schmerz sucht sich seinen Weg meinen Hals hinauf und meinen Arm hinunter. »Worauf wartest du? Bring mich zurück in das Gefängnis, wo ich zumindest weiß, dass nicht jede meiner Handlungen von unsichtbaren Beobachtern inspiziert wird.«

»Du reagierst über.«

Ich gebe ein fast hysterisches Lachen von mir. »Nein, Jeremy. Das tue ich nicht. *Du* reagierst unzureichend. Glaubst du nicht, es befindet sich ein bisschen... ich weiß nicht... außerhalb der Norm, *Spione* bei einem Treffen einzuschleusen, das vollkommen zwanglos sein sollte?«

Sein Kiefer verkrampt sich. »Wenn du wüsstest, wie viel Mühe es mich gekostet hat, diese Männer dort zu

bekommen«, beginnt er.

»Oh, und jetzt willst du, dass ich dankbar bin?«, fauche ich. »Du willst, dass ich sage ›Danke, Jeremy, dass du dafür gesorgt hast, dass deine Rowdys uns beobachten?‹ Nun, Pech gehabt. Das wirst du von mir nicht bekommen. Keineswegs. Niemals.«

»Das Café zu sichern war entscheidend für unser Treffen mit Thalia und Fey«, sagt er leise. Ich bemerke eine unterschwellige Ungeduld in seiner Stimme, und ich täte gut daran, sie zu beachten, wenn ich mich in einem vernünftigeren Geisteszustand befände.

Aber das tue ich nicht, und das werde ich auch nicht tun. Ich weigere mich, Jeremy Stonehart noch länger wie ein rohes Ei zu behandeln. Ich werde den Verstand verlieren, wenn ich jede kleinste Handlung hinterfragen soll. Ich habe mich ihm bereits verpflichtet und bin mit dem Rätsel dieses Mannes bereits unlösbar verbunden. Und er ist mit mir verbunden. Wenn ich es riskiere, seinen Missmut zu wecken, indem ich mich so verhalte, so sei es. Er hat mir bereits das Schlimmste angetan, und ich habe es

überlebt — zweimal. In diesem Augenblick tut es meiner Psyche unglaublich gut, mich um ihn herum nicht so eingezwängt zu fühlen.

»Wenn ich das nicht rechtzeitig hätte organisieren können, hättest du dich niemals mit deiner Mitbewohnerin treffen können. Ich *denke*, Lilly«, er betont das Wort mit einem leisen Knurren, »dass ich ein wenig Anerkennung dafür verdiene. Diese Art von görenhafter Einstellung lässt mich ernsthaft darüber nachdenken, ob ich dir in Zukunft gestatten werden, an ähnlichen Veranstaltungen teilzunehmen.«

»Veranstaltungen, auf denen jeder Schritt, den ich mache, beobachtet und jedes Wort, das ich von mir gebe, wahrscheinlich aufgenommen wird, ist das richtig?« Ich gebe den Versuch auf, den Schmerz in meiner Schulter zu lindern, und verschränke stattdessen schlagartig meine Arme und starre geradeaus. »Selbst ohne die Brosche oder das Halsband bin ich nur deine Gefangene. Du hast heute gute Arbeit geleistet, mich daran zu erinnern.«

»Verdammst noch mal, Lilly! Tu das nicht!«, warnt

Jeremy mich.

»Oder was? Oder du wirst mich wieder im Dunkeln lassen? Schauen wir mal, wie weit deine Empfindungen wirklich gehen, Jeremy. Du sagst, du liebst mich? Du sagst, du vertraust mir? Ich sage ›Beweise es!‹« Ich drehe meinen Kopf und starre aus dem Fenster. Ich sehe mein eigenes Spiegelbild in der Scheibe. Ich kann nicht glauben, wie ärgerlich ich aussehe.

Ich hatte noch nie in meinem Leben einen Wutanfall. Ich bin noch nie übermäßig emotional gewesen. Ich bin noch niemals einem plötzlichen Tränenausbruch erlegen oder explodiert, nachdem ich rot gesehen habe. Ich habe noch nie erlebt und habe es auch noch nie zugelassen, dass mich irgendetwas so provoziert, dass ich aufhöre, die gemäßigte, gefasste Frau zu sein, die ich einmal war.

Irgendwann während meiner Zeit mit Jeremy hat sich das geändert. Und ich hasse es, wie sehr meine Emotionen mich inzwischen beeinflussen können. Diese Art von Stimmungswechsel beginnt, Jeremys Persönlichkeitsveränderungen widerzuspiegeln. Das allein

genügt, um mich stinksauer zu machen. Die Tatsache, dass ich nicht in der Lage bin, das aufzuhalten, dass ich nicht einmal weiß, warum es passiert, verschlimmert die Situation noch.

Was ist mit der Studentin passiert, die stolz darauf war, die Menschen verstehen zu können? Was ist mit dem Mädchen geschehen, das wusste, wie man mit all dem Mist umgeht, den eine alkoholabhängige Mutter von Natur aus mit sich bringt? Was ist aus der entschlossenen, ehrgeizigen und ausgeschlafenen jungen Frau geworden, die bereit war, gegen das Leben anzutreten?

Jeremy Stonehart ist passiert. Genau der. Um ihn herum bin ich nicht in der Lage, meine Emotionen zu kontrollieren. Ich bin unfähig, meinen Körper zu kontrollieren. Ich sollte nichts außer Abscheu, Hass und Ekel für diesen Mann empfinden. Das würde die Dinge einfach machen. Das würde mir dabei helfen, die Rolle zu spielen, die ich annehmen muss, um ihn zu Fall zu bringen.

Aber ich besitze diese Gleichgültigkeit nicht. Selbst wenn ich so ärgerlich bin wie in diesem Augenblick, fühle

ich nicht, dass dieser Zorn sich auf *ihn* bezieht. Er bezieht sich mehr auf die Situation, in der ich mich befinde. Eine Situation, die ich nicht ändern kann.

»Lilly...«, sagt Jeremy. Seine Stimme ist sanft geworden. Freundlich. Sie erweckt ungewollte Gefühle von Wärme in meinem Magen.

Ich versuche, diese Empfindungen zu unterdrücken. Aber ich kann es nicht. Sie vermischen sich mit all den anderen Emotionen, die ich spüre, um eine zusammengeworfenen Mischung zu kreieren, die ich vor lauter Ermüdung nicht analysieren kann.

»Fahr einfach!«, sage ich. Meine Stimme versagt. Ich schaue ihn nicht an. »Bitte, Jeremy. Verschwinden wir einfach von hier.«

Nachdem wir fast eine Stunde in einem Stau festgesessen haben, kommen wir im Hotel an. Offensichtlich genügt ein einziger Unfall, um jegliche

Bewegung auf den Straßen zum Stillstand zu bringen, wenn es kein anständiges Notfallsystem gibt. Wir warten die ganze Zeit über in Stille.

Wenn es Jeremy verärgert, auf diese Weise aufgehalten zu werden, zeigt er es nicht. Ich denke, technisch befindet er sich immer noch im Urlaub. Er hat diese Zeit dem Zusammensein mit mir gewidmet.

Dafür sollte ich dankbar sein. Ich weiß, wer er ist. Ich weiß, wie wichtig und beschäftigt er ist. Trotz allem, was passiert ist, trotz der Umstände, unter denen unsere Pfade sich gekreuzt haben, ist mir bewusst, wie kostbar seine Zeit ist.

Sehe ich das alles — das Geld, die Kleidung, die verschwenderischen Hotelsuiten und privaten Flugzeuge und tollen Autos — als selbstverständlich an? Hätte jemand Recht, wenn er sagte, ich sei verwöhnt?

Nein. Nicht wenn derjenige die Umstände kennen würde, die mich hierher gebracht haben.

Jeremy parkt den Bentley in der Tiefgarage und bringt mich nach oben. Wir benutzen den normalen Fahrstuhl

genau wie gewöhnliche Menschen. An einem Punkt betritt ein Paar, das uns sehr ähnlich ist — ein älterer Mann mit einer jüngeren Frau — den Fahrstuhl und teilt den kleinen Raum für einige Etagen mit uns. Ich bemerke, dass der Mann mich schamlos beäugt, während seine Frau oder seine Freundin sich dessen gänzlich unbewusst ist. Jeremy sieht es auch und spannt seinen Griff um meine Taille herum an. Dann tritt er zwischen uns und unterbricht die Sichtverbindung. Er sagt nichts. Doch der Ausdruck auf seinem Gesicht muss genügen, um den Mann abzuschrecken, denn er drückt — viel zu beiläufig — den Knopf für die nächste Etage und zieht seine Frau heraus, noch bevor beide ihr beabsichtigtes Ziel erreicht haben.

»Hostess«, murmelt Jeremy in sich hinein, als die Türen sich schließen. »Und er hat wahrscheinlich gedacht, dass du auch eine bist.«

Du hast einhundertachtzigtausend Dollar bezahlt, um mich zu ficken, denke ich mir. Ganz offensichtlich muss meine schlechte Laune noch verfliegen. Besteht da wirklich solch ein großer Unterschied?

Wir kommen auf unserer Etage an. Die Türen öffnen sich. Die Suite befindet sich nur einige kurze Schritte den Flur hinunter. Jeremy führt die Karte im Schloss ein, und die kühle Luft der Klimaanlage überkommt mich in dem Moment, als ich eintrete.

»Verdamm! Es ist kalt hier«, beschwert Jeremy sich. »Ich hätte sie herunterregeln sollen, bevor wir gegangen sind.«

Ich antworte nicht. Stattdessen löse ich mich von ihm und gehe in Richtung Schlafzimmer. Ich will mich nur noch hinlegen.

»Wie geht es deiner Schulter?«, fragt Jeremy.

Ich höhne. »Ich bin überrascht, dass du es bemerkt hast.«

»Ich bemerke alles, was dich betrifft«, sagt er.

Wenn das ein Versuch ist, sich wieder mit mir zu versöhnen, hat er noch einen langen, schweren Weg vor sich.

»Ich werde mich ein wenig hinlegen«, kündige ich an. »Jetzt?«, fragt Jeremy. »Dies ist unser letzter

vollständiger Tag hier, Lilly. Wir reisen morgen ab. Ich hatte gehofft, ihn etwas produktiver mit dir verbringen zu können.«

»Ja, nun, ich bin müde«, entgegne ich und lege ein Kissen auf meine Augen. »Es ist dir gestartet, mich zu ficken, während ich schlafe, wenn du möchtest. Das hat dir zuvor auch keine Gewissensbisse bereitet.«

»VERDAMMT, LILLY!« brüllt er. Das laute Geräusch seiner Stimme lässt mich nach oben schießen. »Was ist in dich gefahren? Ich versuche wirklich, mich zu beherrschen. Aber du machst es verdammt schwierig.« Er geht von mir weg in Richtung Tür. Er lehnt sich für ein oder zwei Sekunden dagegen und dreht sich dann wieder um. Sein Gesicht ist eine Maske eisiger Kälte. Aber seine Augen schäumen über.

Mist! denke ich. Nun habe ich es geschafft. Ich bin zu weit gegangen. Ich bin ein Idiot, dass ich mir in seiner Gegenwart zu viele Freiheiten genommen habe.

»Ich versuche, Lilly«, betont er, »mich so zu verhalten, wie ich es tun sollte. Sag mir —«, er atmet

kontrolliert und tief ein und beendet beim Ausatmen den Satz, »— was ich falsch gemacht habe!«

»Nichts«, sage ich schnell. »Es liegt nicht an dir. Es liegt an mir. Ich bin dumm. Görenhaft. Du hattest vorhin Recht.«

»Du lügst«, sagt er. »Ich weiß, wenn du mir nicht die Wahrheit sagt, Lilly. Ich habe jahrelange Erfahrung darin, Menschen zu lesen. Spiel keine Spielchen mit mir. Sag mir, was wirklich nicht in Ordnung ist! Ist es das Café? Ist es wirklich das, was dich so wütend gemacht hat, oder ist es etwas anderes? Etwas, was ich dir heute Morgen erzählt habe?«

»Es hat nichts mit heute Morgen zu tun«, räume ich ein. Ich beiße mir auf die Lippen. »Es ist nur... du hast das Café *beobachten* lassen, Jeremy. Kommt dir das nicht ein wenig extrem vor? Kommt dir das nicht ein wenig komisch vor?«

»Also, es geht *tatsächlich* darum.« Er seufzt. Er geht zu mir hinüber und setzt sich ans Fußende des Bettes. Sein Rücken ist gerade und seine Schultern steif als er sich

herumdreht, um mich anzusehen. »Schau, Lilly. Nichts an dem, wer ich bin oder was ich tue kann als ›normal‹ angesehen werden. Nicht in dem Sinne, die du es siehst. Dinge, die für normale Menschen alltäglich, erwartet, und geregelt sind, haben für mich keine Bedeutung.

Mein Leben wurde um Verschwiegenheit herum aufgebaut. Das habe ich dir gesagt. Ich habe dir von den Stalkern erzählt. Wovon ich dir nichts erzählt habe, und wovon ich dir eigentlich auch niemals etwas erzählen *wollte*, zumindest nicht, bevor du bereit warst, sind die Anschläge, die auf mein Leben verübt worden sind.«

Ich setze mich auf und schenke ihm meine volle Aufmerksamkeit. »Jemand hat versucht, dich zu töten?«, frage ich.

Er lacht. »Mehr als einmal. Das gehört automatisch dazu. Wenn du dich wie ich in einer Machtposition befindest, wird es immer Bedrohungen geben, mit denen normale Menschen niemals konfrontiert werden.«

»Wann?«, frage ich fast atemlos.

»Das letzte Mal? Vor fast zwei Jahren. Nein, warte,

— weniger als das. Es war Anfang März 2012. Ich befand mich auf einer Reise nach Brasilien, um einige Immobilien zu besichtigen, an denen Stonehart Industries beteiligt war. Das Problem war: Das gleiche Gebiet hatte zuvor einem mächtigen Drogenkartell gehört. Es hatte das Land als eine zweite Basis für seine Operationen benutzt. Natürlich hatte ich meine Hausaufgaben gemacht, und daher war mir diese Bedrohung bewusst. Aber ich hätte nicht erwartet, dass das Kartell in der Öffentlichkeit zuschlagen würde.

Ich wurde zusammen mit dem Bürgermeister chauffiert, als ein Jeep in uns hineinfuhr. Eine Bande von Motorradfahrern umgab den Wagen. Sie begann, mitten auf einer belebten Straße Maschinenpistolen auf uns abzufeuern.«

Ich schaue ihn mit einem neuen Respekt an. »Und du hast *überlebt*?«

»Ich habe überlebt und habe jeden einzelnen dieser verdammten Schweine umbringen lassen«, sagt er. Ich weiche zurück. Jeremy, der einen Mord in Auftrag gibt? Ich denke, das sollte mich nicht überraschen. Aber ich

dachte, er hätte gesagt, er sei kein Mörder!

Vielleicht ist es anders, wenn jemand anderes es für einen tut.

Er bemerkt meine plötzliche Bestürzung. »Nicht so, Lilly«, beschwichtigt er mich. »Ich habe der Polizei zusätzliche Gelder zur Verfügung gestellt, um die Mitglieder des Kartells zu ergreifen. Sie waren alle... wie soll ich das für dich ausdrücken... höchst *unanständige* Menschen. Es gab einen Aufruhr. Eine Schießerei brach aus. Das Militär war involviert, und die Nationalgarde und... nun, ich werde dich nicht mit den Einzelheiten langweilen. Es genügt zu sagen, dass der Gerechtigkeit schließlich genüge getan wurde.

Aber zurück zu der ersten Schießerei. Wie ich gesagt habe, befand ich mich nicht allein im Wagen. Der Bürgermeister der Stadt saß dort neben mir. Seine Anwesenheit hätte genügen müssen, um den Zwischenfall zu verhindern. Regierungsbeamte anzugreifen ist ein todsicherer Weg, sich an die Spitze der Prioritätenliste zu katapultieren.

Ich habe überlebt, Lilly, denn ich saß in einem gepanzerten Wagen. Diese Tatsache zusammen mit dem schnellen Denken des Fahrers und dem raschen Eingreifen meiner eigenen Wachleute, die uns die ganze Zeit über gefolgt waren, führte zu dem Endresultat, dass sowohl der Bürgermeister als auch ich überlebt haben.«

»Wow«, hauche ich. »Ich hätte nie... Jeremy, ich hätte nie erwartet...«

»Ich weiß, dass du das nicht hättest«, sagt er. »Jedes Geschäft hat eine dunkle Seite, Lilly. Wenn du dich an der Spitze des Totempfahles befindest, werden all diejenigen darunter versuchen, dich zu stürzen. Was du in den Nachrichten hörst — feindliche Übernahmen, Aktienaufkäufe, Klagen und Gegenklagen in Bezug auf undefinierbares, intellektuelles Eigentum... das ist nur die Spitze des Eisberges. Das ist nur ein Hauch der Feindseligkeit, die ein Konzern wie Stonehart Industries anzieht. Und indirekt«, er lächelt, »sind das die Feindseligkeiten, die *ich* anziehe.«

»Du hast gesagt, es gab noch andere?«, frage ich.

Er macht eine gedankenlose Geste. »Nichts im Vergleich zu 2012. Ein paar linke Idioten entschlossen sich, sich an einem ausgedachten Umweltverstoß zu stören, den sie meinem Unternehmen vorgeworfen haben. Natürlich war das alles gegenstandslos. Aber das hielt sie nicht davon ab zu versuchen, ihre Wut an mir auszulassen. ›Trennt den Kopf ab‹, dachten sie sich, ›und der Rest des Körpers wird in sich zusammenfallen.‹«

Er lacht. »Selbst wenn es einem von ihnen gelungen wäre, mich zu töten, würde Stonehart Industries ohne Schwierigkeiten fortfahren, seinen Geschäften nachzukommen. Ich habe sehr fähige Männer, die bereit sind, meine Nachfolge anzutreten, sollte...«, er verzieht seine Lippen, »...es frühzeitig nötig werden.«

Ich schlucke schwer. Er hat Maßnahmen für den Fall seines *Todes* getroffen? Welche Möglichkeit habe ich dann tatsächlich, ihn zu stürzen?

Er missversteht meine Blässe als Sorge. »Keine Angst«, versichert er mir. »Niemand von ihnen ist jemals nahe genug an mich herangekommen, um mir ernsthaften

Schaden zuzufügen. Eigentlich ist der einzige Mensch, vor dem ich mich in Acht nehmen sollte...«, seine Augen funkeln mich an, und in ihnen sehe ich ein Aufblitzen dieses brillanten Fingerspitzengefühls, das ihn dorthin gebracht hat, wo er sich heute befindet, »...du.«

Kapitel Fünf

Jeremy schaut mich über den Bildschirm seines Laptops hinweg an. »Wir müssen uns über Fey unterhalten«, sagt er.

Wir befinden uns in einem seiner privaten Flugzeuge hoch in der Luft auf unserem Weg zurück nach Kalifornien. Unsere Zeit in der Sonne ist vorbei. Morgen — oder wer weiß, vielleicht sogar schon heute — findet Jeremys Rückkehr in die reale Welt und zu Stonehart Industries statt.

Die restliche Zeit war den letzten Tagen, die wir auf seiner privaten Insel miteinander verbracht hatten, sehr ähnlich. Das heißt, die gesamte Zeit über bekam ich nur *Jeremy*.

Ich hatte mich ein wenig entspannt, nachdem ich gehört hatte, wie er mir von den Anschlägen auf sein Leben berichtet hatte. Vielleicht half mir das, einige seiner

persönlichen Eigenarten zu verstehen, und sei es auch nur ein ganz kleines bisschen. Vielleicht half es mir — unbeabsichtigt und unterbewusst — nur ein ganz kleines bisschen mehr Mitgefühl für ihn zu haben.

Wir werden niemals den Punkt erreichen, an dem ich Mitleid für Jeremy Stonehart empfinde. Nicht nach den Dingen, die er mir angetan hat. In meinen Augen wird das für immer unvergesslich bleiben.

Aber das muss er nicht wissen. Er kann es vermuten — und ich wette, das tut er. Aber ich werde niemals so abweisend sein, dass er glaubt, er hätte seinen Kampf verloren.

Aber welcher Kampf ist das? Ich weiß es nicht. Es scheinen zwei entgegengesetzte, rivalisierende Verlangen im Spiel zu sein. Das erste ist der Grund, weshalb er mich erwählt hat, mich verfolgt hat, mich *entführt* hat und mich all den scheußlichen Dingen ausgesetzt hat, die damit verbunden waren.

Das zweite ist die Beichte seiner Gefühle für mich. Das Wort mit »L«. Ich hatte bisher nicht genügend Zeit

oder Abstand von ihm, um mir über all die Folgen davon klar werden zu können. Das ist ziemlich heftiger Mist. Ich muss lange und intensiv darüber nachdenken, wie ich das zu meinem Vorteil nutzen kann... wenn ich eine Pause von Jeremy bekomme.

Diese Pause könnte sich schon heute Abend oder morgen früh ergeben. Wenn wir in Amerika landen, wird es unzweifelhaft geschäftliche Dinge geben, um die er sich kümmern muss. Trotz all der neuen Freiheiten, die mir während unserer Reise zugestanden wurden, glaube ich nicht, dass er wollen würde, dass ich das Haus verlasse. Also, von morgen an wird es wieder Lilly Ryder zurück in diesem fantastischen, riesigen Haus sein... die nirgendwo hingehen kann und nichts zu tun hat.

Außer zu denken. Und vielleicht mit Rose zu sprechen. Ich *muss* herausfinden, was ihre Beziehung zu Jeremy ist. Sie sagte, sie würde ihn seit fast zwanzig Jahren kennen. Wie haben sie sich getroffen? Ich weiß jetzt mehr über Jeremy als ich es zu dem Zeitpunkt getan habe, als Rose mir das erzählt hat. Vor zwanzig Jahren war er dreiundzwanzig und lebte noch in dem Schatten seines

Vaters. Das war um die Zeit herum, als er Stonehart Industries gegründet und begonnen hat, sich zu dem Mann zu entwickeln, den ich während der letzten sechs Monate so intim kennengelernt habe.

Aber zu Beginn war er nicht Stonehart. Er war immer noch Jeremy... Jeremy war auch immer. Er hat mir niemals seinen wahren Nachnamen verraten. Das bedeutet, dass Rose ihn von *vorher* kennt. Sie hat gesehen, wie er aufwuchs, reifer wurde und eroberte.

Wenn ich mich mit ihr unterhalten könnte — *wirklich* unterhalten — das könnte mir meine erste wahre Einsicht in Jeremys Vergangenheit geben.

Ich werfe Jeremy über die Seiten des Buches hinweg, das ich lese, einen kurzen Blick zu. Der überwiegende Teil des Fluges wurde in produktiver Stille verbracht — er, wie er an seinem Laptop und Tablet arbeitete, und ich, wie ich ein Buch las, das ich in meiner Tasche gefunden habe, zweifellos eine Aufmerksamkeit von Rose.

»Was ist mit Fey?«, frage ich.

»Ich gehe davon aus, dass du den Kontakt mit ihr

aufrechterhalten möchtest. Wenn du noch einmal verschwindest, könnte das verdächtig wirken.« Er schließt seinen Laptop und schaut mich intensiv an. »Und du musst wissen, dass wir das in Zukunft vermeiden wollen.«

»Okay«, sage ich. »Ich höre dir zu. Sag mir, was du dir vorstellst!«

»Du musst verstehen, dass ich dir keinen uneingeschränkten Kontakt mit deinen Freundinnen erlauben kann«, beginnt Jeremy. Er lächelt auf eine Weise, die fast als bedauernswert angesehen werden könnte. »Ich vertraue dir, Lilly... in Bezug auf die meisten Dinge. Und ich werde mein Bestes tun, dir dieses Vertrauen auch weiterhin zu beweisen, bis wir entweder die endgültige Ebene erreichen, die ich mir wünsche, oder...«, er hält inne, während seine scharfen Augen mich anfunkeln, »... du tust etwas, das mich meine Meinung ändert.«

»Das würde ich nicht«, beginne ich.

»Und trotzdem könntest du es tun«, beendet er den Satz. »Erinnerst du dich daran, dass ich erwähnt habe, ich hätte dir ein Handy geschenkt?«

»Ja«, sage ich, wobei mein Herz beginnt, vor Erwartung schneller zu schlagen.

»Was glaubst du, welche Nummer ich in Feys Handy eingespeichert habe?«

»Ich ging davon aus, dass es deine war...«, sage ich zögernd.

»Nein.« Jeremy greift in seine Jackentasche und zieht ein schmales, schwarzes Etui aus Gummi hervor. Es sieht ein wenig wie ein Brillenetui aus, ist aber sehr viel dünner und sehr viel feiner. »Ich habe ihr die Wahrheit gesagt. Es war deine.«

Er streckt mir seine Hand entgegen. Ich greife nach dem Etui. Als ich es nehme, merke ich, dass mein gesamter Arm zittert.

»Öffne es!«, flüstert er. »Schau hinein!«

Ich blicke kurz zu ihm hoch und wende meine Aufmerksamkeit dem Etui zu. Ich lasse einen Finger an der Kante entlanggleiten. Es hat das glatte, erlesene Gefühl eines neuen elektronischen Gerätes.

Ich atme ein, beruhige meine Nerven und öffne das

Etui. Darin befindet sich ein Handy, wie ich es noch nie zuvor gesehen habe.

Erstens besteht es vollkommen aus einem Bildschirm. Der Glasrand um die Kante herum ist so schmal, so winzig, dass er genauso gut nicht da sein könnte. Ich schiebe einen Finger unter eine Seite und hebe es hoch.

Es ist leicht. Eigentlich überraschend leicht. Das meiste des Gewichts, das ich gespürt habe, als ich das Etui in meinen Händen gehalten habe, musste von dem Etui selber herstammen und nicht von dem Handy. In meiner Hand fühlt sich die Rückseite glatt und glänzend an. Es ist schwarz, jede einzelne Seite davon, und zwar so sehr, dass es schwer ist zu sehen, wo der Bildschirm endet und der Rest des Handys beginnt.

»Stell es an!«, schlägt Jeremy vor.

Ich lasse meine Finger an der Seite herumgleiten und suche nach dem Schalter. Ich finde ihn und drücke darauf.

Der Bildschirm leuchtet umgehend auf. Ein silbernes »Stonehart Industries«-Logo erscheint, als das Handy hochfährt. Es sieht genauso aus wie das, welches die

Webseite von Stonehart Industries verziert hat, als ich sie mir vor einigen Monaten angeschaut habe, bevor ich Jeremys ersten Anruf erhielt.

»Es ist ein Prototyp«, verkündet Jeremy. »Eine eigene Entwicklung, die etwas von Dextrans bestem Silikon und ZilTechs neuem Betriebssystem vereint. Mir wurde gesagt, es könnte billig genug, schnell genug und ansprechend genug hergestellt werden, um mit allem konkurrieren zu können, was Apple oder Google in den nächsten drei Jahren herausbringen könnten. Wir werden dieses Handy im März auf dem Markt einführen. Was du in deinen Händen hältst, ist das allererste Anwendermodell, das in die große weite Welt entlassen wurde.

»Wow«, sage ich. »Jeremy, danke.« Ich möchte nicht vorschnell handeln. Aber ich spüre bereits, wie eine Aufregung in mir aufsteigt. Ein Handy bedeutet Zugang zu Informationen. Zugang zur Außenwelt. Es ist mein eigenes Stück Technologie. Es könnte mir Freiheiten einräumen, von denen ich bisher nicht einmal zu träumen gewagt habe. Irgendwann. Ich bin mir sicher, dass dieses sehr stark

modifiziert wurde, um außer den Standardfunktionen alle anderen einzuschränken.

»Also?« Er lehnt sich zurück. »Sag mir, was du denkst!«

»Es gehört wirklich mir?«, beginne ich. »Ich meine, ich —«

»Von dem *Design*, Lilly. Glaubst du, es hat, was nötig ist, um mit den Besten zu konkurrieren? Um Fans von Apple abzuwerben? Zeig mir etwas von der Würze, die du während deiner Zeit bei Corfu Consulting so gut unter Beweis gestellt hast, wenn es um das Verständnis von Anwenderwünschen ging.«

»Oh. Okay. Lass mich nachdenken....«

Ich schaue mir das Handy an. »Es hat ganz bestimmt die Attraktivität, von der du gesprochen hast«, sage ich nach einem Augenblick. Ich führe es näher an meine Augen heran und untersuche den Bildschirm. »Und die Anzeige ist umwerfend. Sie ist wie eine von diesen scheinbar unendlichen Schwimmbecken. Ich habe das Gefühl, als würde ich etwas aus einem futuristischen Thriller in

meinen Händen halten.«

Jeremy lächelt. »Gut. Ich bin froh, dass du in der Lage bist, seine markantesten Eigenschaften zu erkennen.«

»Es ist außerdem wunderbar leicht«, fahre ich fort. Ich spüre, wie ich wieder die beratende Rolle übernehme, für die Jeremy mich einst eingestellt hat — obwohl ich es zu dem Zeitpunkt nicht wusste. »Und die Rückseite ist angenehm glatt und trotzdem robust. Wie Metall, aber das kann es nicht sein, oder? Das würden die Kosten für eine Massenproduktion nicht zulassen... besonders wenn du in Bezug auf den Preis konkurrenzfähig sein möchtest.«

»Und wieder richtig«, sagt Jeremy. Er lehnt sich nach vorn, wobei sein Interesse geweckt zu sein scheint. »Ich bin stolz darauf, Lilly. Es hat Jahre gedauert, all die einzelnen Besitzer des intellektuellen Eigentums unter dem Schirm von Stonehart Industries zu vereinen. Die Rückseite besteht aus einer neuen Art eines Polycarbonat-Plastiks. Es wurde noch nie zuvor in einem Verbrauchsgut verwendet. Eigentlich —«, er nickt in Richtung des Handys, »— ist dies das erste Mal, dass das Material

außerhalb eines Labors zu sehen ist. Hast du bemerkt, wie auf glänzendem, schwarzem Plastik immer Fingerabdrücke zu sehen sind und es nur gut aussieht, wenn es brandneu ist?«

Ich nicke.

»Schau auf die Rückseite.«

Ich drehe das Handy herum. Die gesamte Rückseite ist sauber.

»Wow«, murmele ich und bin aufrichtig beeindruckt. Ich lege zwei Finger darauf und drücke fest zu, um die Oberfläche zu beschmutzen.

Sie bleibt makellos.

»Selbst wenn das Handy ein Reinfall ist«, sagt Jeremy, »werde ich Milliarden mit den Lizenzen für das Material verdienen. Es ist ein kleines Geheimnis, an dem Dextran seit, mein Gott, es muss jetzt bereits mindestens ein Jahrzehnt sein, arbeitet. Das ist der wahre Grund, warum die Übernahme so wichtig war. Mit Esteban an der Spitze hätte es weitere fünfzehn Jahre gedauert, bevor das Unternehmen bereit gewesen wäre, der Welt dieses

Material zu zeigen. In der Zwischenzeit wären ihm Gelegenheiten entgangen. Dextran brauchte einen Visionär, einen wahren Anführer, und Stonehart Industries...«, seine Augen konzentrieren sich auf mich, »... wird ihm das geben.«

»Immer noch ich?«, frage ich unsicher.

»Immer noch du«, bestätigt er. »Keine Lügen, Lilly. Kein Betrug. Ich will dich dort... wenn die Zeit gekommen ist. Die Chips darinnen bestehen alle aus standardmäßigen Produkten. Einen Silikonanbieter zu besitzen, gibt Stonehart Industries einfach nur einen Produktionsvorteil. Wir werden vollkommen vertikal integriert sein. Wenn die Größe sich verringert, können die Spezifikationen aktualisiert werden. Wir werden immer mit den allerbesten Handys konkurrieren.«

»Was ist mit der Batterie?«, frage ich. »Ein Handy, das so leicht ist, kann nicht sehr lange halten.«

»Ah, da irrst du dich.« Jeremy wirft mir einen sehr selbstgefälligen, sehr triumphierenden Blick zu. »Die Batterie ist das Beste daran. Ein einziges Aufladen wird

das Schätzchen zweiundsiebzig Stunden lang mit Energie versorgen — bei voller Helligkeit, vollem Datenaustausch, 1080 Pixel Videoplayback, was auch immer. Das sind drei *Tage*, Lilly, an denen die Grafikkarte und der Prozessor auf Hochtouren laufen. Vergleich das mit dem jetzigen iPhone, was als das Beste auf dem Markt angesehen wird. Seine Batterie würde weniger als sechs Stunden halten, wenn beide das gleiche täten.«

»Das ist irrsinnig«, sage ich. »Ich kann es kaum glauben.«

»Das solltest du«, sagt er. »Denn du hast die Stärke dieser Batterie am eigenen Leib gespürt.« Er berührt eine Stelle genau unter seinem Kinn. »Sie hat dein Halsband mit Energie versorgt.«

Meine Kehle verengt sich. Für einen Augenblick wird es schwer zu atmen.

In dem Moment... als er sagte »dein Halsband«...

hatte er sich definitiv wieder in Stonehart zurückverwandelt.

»Ich war dein Versuchskaninchen«, sage ich leise. Ich werfe ihm das Handy zurück. »Nimm es! Ich will es nicht.«

Er schaut mich unbeeindruckt an.

»Sei kein Narr«, sagt er. »Wir verstecken uns nicht vor der Vergangenheit. Erinnerst du dich? Die Batterie in deinem Halsband zu integrieren, stellte die perfekte Testumgebung dar. Ich kann sagen, dass es ein umwerfender Erfolg war. Wenn überhaupt, solltest du stolz sein, meine kleine Lilly-Blume. Nun weißt du, dass dein Leiden nicht umsonst war.«

Ein Ekelgefühl breitet sich in mir aus. »Du bist krank«, fauche ich. Ich werfe das Handy fast an seinen Kopf. Dann erinnere ich mich daran, was das erste — und letzte — Mal passiert ist, als ich ihm etwas entgegengeworfen habe. »Wie kannst du so locker davon sprechen?«

»Weil ich nicht möchte, dass du vergisst, was bereits

passiert ist«, sagt er. Er klingt so, als würde er aus seinen tiefsten Gedanken heraus sprechen. »Ich möchte nicht, dass du ein Opfer deiner Vergangenheit wirst.« Er lehnt sich zu mir, so intensiv und konzentriert, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen habe. »Ich weiß, dass ich dir einige beunruhigende Dinge angetan habe, Lilly. Du warst einmal ein Opfer. Du hast Recht. Du *warst* meine Gefangene. Aber nicht mehr. Die Dinge haben sich geändert, Lilly. Eine Umwandlung ist geschehen. Du bist immer noch meine allerwertvollste Lilly-Blume. Und das Letzte, was ich möchte — das einzige, was ich nicht ertragen könnte — ist, dass du schwere emotionale Narben von dem zurückbehältst, was ich getan habe.

Ich erwarte nicht von dir, dass du mir vergibst. Ich möchte nicht, dass du deinen Kopf in den Sand steckst und so tust, als wäre es nie passiert. Das ist der Grund, warum ich es von Zeit zu Zeit anspreche, Lilly. Ich muss deine Reaktion abschätzen. Ich muss damit fortfahren, bis ich sicher bin, dass du auf die Vergangenheit zurückschauen kannst, ohne dass deine Gegenwart davon beeinflusst wird.«

»Das sind hohe Erwartungen«, sage ich.

»Aber es *kann* vollbracht werden!«, betont er. Eine neue Leidenschaft erstrahlt in seinen Augen. »Du bist der einzige Mensch, den ich kenne, der dafür stark genug ist. Wenn du damit fortfährst, die emotionale Last mit dir herumzutragen... wird sie dich erdrücken.

Vielleicht nicht heute. Vielleicht nicht morgen. Ich weiß, dass du im Augenblick glaubst, dass du kurz davor bist. Es wird gesagt, dass die Zeit alle Wunden heilt. Aber das ist falsch. Die Wunden von der Art, die ich dir zugefügt habe, werden nicht verheilen. Wenn sie allein und unbehandelt gelassen werden, werden sie beginnen zu verfaulen. Wie eine schlafende Krankheit werden sie sich tief in deiner Seele einnisten und beginnen, dein Herz zu vergiften. Aber du siehst es nicht kommen. Du glaubst, du bist sicher. Du glaubst, dass mit genügend Zeit und Abstand langsam immun dagegen wirst. Und genau da irrst du dich.

Denn wenn diese Gefühle nicht eingedämmt werden, werden sie fortfahren zu wachsen. Sie werden sich wie

ein bösartiger Tumor in deinem Körper ausbreiten, bis sie sich eines Tages erheben und dich zerstören werden. Du wirst einen Rückfall erleiden. Dein geistiger Zustand wird zusammenbrechen. Du wirst einem Auslöser begegnen, irgendeinem Ereignis oder einer Erinnerung, das die Fluttore öffnet. Und von dem Zeitpunkt an wird der Wasserfall niemals enden.«

»Du klingt, als wärst du dir deiner sehr sicher«, sage ich. Ich versuche, gleichgültig und von seiner pseudomäßigen Psychoanalyse unbeeinträchtigt zu bleiben.

Ich werde leugnen, dass sie das kleinste Fünkchen Wahrheit enthält... selbst wenn ich weiß, dass sie das tut.

Die Art und Weise, wie seine Bedenken mit meinen übereinstimmen, verunsichert mich. Also, anstatt mit meinen Gedanken darauf zu verweilen — anstatt eine erwachsene Frau zu sein und mich auf das gegenwärtige Problem zu konzentrieren — entscheide ich mich, den Spieß umzudrehen. »Ist es das, was du Paul angetan hast?«

Jeremy — er sei verdammt — blinzelt nicht einmal. »Nein, Lilly«, sagt er. »Das ist, was mir angetan

wurde.«

Kapitel Sechs

»Was meinst du?«, hauche ich.

»Das ist der Grund, warum ich so bin, wie ich bin, Lilly«, sagt er. »Das ist der Grund, warum ich fortfuhr, dich zu misshandeln, selbst als mir klar wurde, dass ich dabei war, mich zu verlieben. Das ist keine Entschuldigung.« Er verzieht das Gesicht. »Es sind einfach nur die verkorksten Überbleibsel meiner Vergangenheit.«

Ist dies der Augenblick, auf den ich gewartet habe? Ist dies der Augenblick, an dem Jeremy mir etwas von seiner rätselhaften Vergangenheit erzählen wird? Vielleicht. Aber etwas anderes zieht meine Aufmerksamkeit auf sich.

»Hör. Auf. Das. Zu. Sagen!«, rufe ich aus. Ich kneife meine Augen zusammen und schüttle den Kopf. »Tu das nicht, Jeremy! Tu das einfach — nicht! Sag es nicht, wenn du es nicht meinst!«

Er sieht bestürzt aus. »Was sagen? Dass ich mich

verliebe?«

»Ja, das!« Ich springe aus meinem Sitz auf. »Du kannst mich nicht lieben, Jeremy.« Ich stolziere von ihm weg und gehe in der engen Kabine auf und ab. »Du kannst es nicht! Du kannst es einfach nicht!«

»Warum nicht?«, fordert er mich heraus. Ich danke jedem Gott, von dem ich jemals gehört habe, dafür, dass er sich nicht aus seinem Sitz erhoben hat. Ich wäre in diesem Augenblick nicht in der Lage, seine Nähe zu ertragen.

»Weil, Jeremy. Du bist nicht die Art von Mann, die liebt. Du hältst dich bedeckt. Du hast dich abgeschottet.« Ich gebe ein lautes Lachen von mir. »Ich weiß kaum etwas über dich! Ich kenne nicht einmal deinen richtigen Nachnamen!«

»Du kennst die Dinge, die wichtig sind.«

»Dann weiß ich, dass du ein sadistisches, machthungriges Ungeheuer bist!«

»Lilly...«, seine Stimme ist kalt und enthält eine Warnung, »fang nicht damit an!«

»Gut«, sage ich. Ich wirbele herum und gehe zu ihm

zurück. »Ich habe eine neue Idee. Du bist ein Geschäftsmann. Richtig? Zumindest behauptest du, einer zu sein. Du weißt, wie Verhandlungen funktionieren. Ich werde dir ein Angebot machen. *Ich* werde aufhören, das von dir zu sagen... wenn du versprichst, das Wort ›Liebe‹ in meiner Gegenwart nicht mehr zu erwähnen.«

Seine Mundwinkel verziehen sich voller Belustigung. Er ist wieder ruhig und gefasst. »Ich bin mir nicht sicher, ob du dich in der Position befindest, solche Forderungen zu stellen.«

»Es ist keine Forderung«, erwidere ich. »Es ist ein geschäftliches Angebot.«

»Ein ›geschäftliches Angebot‹.« Er lacht leise. »Ist das deine Interpretation unserer Beziehung? Irgendeine Art von Transaktion?«

Ich blicke ihn finster an. »Du verdrehst mir die Worte«, sage ich. »Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber du hast es angedeutet.« Er seufzt und steht auf. Ich weiche nicht zurück.

Er schaut mich an. Sein Blick wandert an meinem

Körper hinauf und hinunter. Ein Schauer läuft mir über den Rücken. Er hat wieder diesen durchdringenden Blick in seinen Augen, den Blick, der mir das Gefühl gibt, als könnte er mich nackt ausziehen und bis in die Tiefen meiner Seele hineinblicken.

Schließlich konzentriert er sich auf mein Gesicht. Unberührt und kompromisslos erwidere ich seinen Blick.

»Erinnerst du dich an das, was ich einmal gesagt habe?«, fragt er leise. »Beim allerersten Mal, als wir uns persönlich kennengelernt haben? Während unserer Fahrstuhlfahrt von der Empfangshalle des Stonehart-Gebäudes nach oben habe ich dir gesagt, ich wollte...«, er tritt auf mich zu, streicht mein Haar zurück, um ein Ohr zu entblößen, und beendet den Satz mit einem Flüstern, »...deinen Verstand.«

Ich wehre mich gegen den Schwall der Erregung, den seine knisternde Stimme immer in mir erweckt. Wie immer ist mein Körper empfänglich für ihn. Ich bin nicht so dumm, irgendetwas anderes zu erwarten.

»Also, abgemacht?«, frage ich und versuche, meine

Stimme gleichmäßig klingen zu lassen.

»Wenn es das ist, was nötig ist, Lilly...«, er tritt einen Schritt zurück, »und wenn es das ist, was du wirklich von mir willst?« Er lässt die Frage in der Luft hängen.

»Das ist es«, bestätige ich.

»Dann ist es abgemacht.«

Er streckt mir die Hand entgegen. Ich ergreife sie. Sein Griff ist stark und fest. Ich glaube, selbst nach allem, was wir zusammen erlebt haben, ist dies das erste Mal, dass Jeremy meine Hand schüttelt.

»Willkommen in der Geschäftswelt, Miss Ryder«, bemerkt er förmlich. »Ich habe das Gefühl, es wird dir dort gefallen.«

Kapitel Sieben

Als wir zahllose Stunden später landen, fühle ich mich erschöpft. Nach unserem Händeschütteln hat Jeremy eine professionelle Miene aufgesetzt.

Es gab keine weiteren Diskussionen über Gefühle, Beziehungen oder persönliche Bedenken. Jeremy war vollkommen leidenschaftslos, als er mich über die Bedingungen für die Verwendung meines neuen Handys und für das Fortbestehen des Kontaktes zu Fey unterrichtet hat.

Das Handy wurde so manipuliert, dass alles, was ich mit ihm tue, aufgezeichnet und in Echtzeit an einen virtuellen Server übertragen wird, zu dem nur Jeremy Zugang hat. All meine Handlungen auf ihm werden registriert — von der kürzesten Berührung des Bildschirms bis hin zu der genauen Sekunde, an dem ich es am Abend abschalte. Es unterstützt keine Datenübertragung, nur den normalen Zugang zum

Netzwerk, und natürlich ist der drahtlose Zugang zum Internet dauerhaft gesperrt.

Zwei Nummern wurden in die Kontaktliste eingespeichert. Nur zwei. Keine von ihnen kann gelöscht oder entfernt werden. Außerdem können keine anderen hinzugefügt werden — zumindest nicht von mir.

Die erste Nummer ist meine eigene. Sie hat eine internationale Vorwahl, die ich nicht kenne. Jeremy hat gesagt, das sei der Fall, damit das Handy weltweit benutzt werden kann. Es ist so programmiert, dass ich die Nummer nicht in meinem Gedächtnis behalten muss, und ich darf sie an andere weitergeben.

Wann ich jemals die Gelegenheit dazu bekommen werde, weiß ich allerdings nicht.

Die zweite Nummer ist die, die ich benutzen muss, um einen Anruf zu tätigen. Sie wird auf Jeremys Handy umgeleitet. Ich muss erst seine Nummer wählen und kann erst dann die Nummer eingeben, die ich tatsächlich anrufen möchte. Das gibt ihm die Möglichkeit, den Anruf entweder zu genehmigen oder abzulehnen. Und natürlich

alles, was ich sage, zu hören und aufzuzeichnen.

Das Handy wurde so eingestellt, dass es nicht möglich ist, irgendeine Nummer außer seiner zu wählen. Das ist nicht nur eine Softwareeinstellung. Es wurde in die Hardware integriert. Wie Jeremy betonte, stellt das meinen vollkommenen Gehorsam seinen Wünschen gegenüber sicher.

Also eigentlich bietet mir das Handy nicht viel. Wenn überhaupt, ist es nur eine starke Erinnerung daran, wie viel Kontrolle Jeremy über mein Leben hat.

Allerdings hätte ich mir vor noch nicht einmal einem Monat überhaupt vorstellen können, es in meinen Händen zu halten. Dafür bin ich dankbar. Dies ist definitiv ein Fortschritt.

Natürlich werden Anrufe von Fey im Voraus geplant werden müssen. Nur so kann ich mir Jeremys Verfügbarkeit sicher sein. Ich werde sie so ansetzen müssen, dass sie mit seinem Terminkalender übereinstimmen.

Alles in allem bedeutet das, dass mein neues Handy

nur wenig mehr als ein hübscher, teurer Briefbeschwerer ist. Und ein Wecker. Darauf wies Jeremy mit einem wissenden Funkeln in seinen Augen hin.

Zumindest habe ich jetzt einen Überblick über die Tage. Ich rufe den Kalender auf und sehe, dass heute der sechzehnte Januar ist.

Sobald wir in der Limousine sitzen, legt Jeremy sich seine Kopfhörer an und beginnt, Anrufe zu tätigen. Ich höre mit einem halben Ohr zu. Nur eine Seite der Unterhaltung hören zu können, gibt mir keinen genügenden Zusammenhang, um irgendetwas von dem verwenden zu können, was ich vielleicht mitbekommen könnte. Und außerdem bezweifle ich, dass Jeremy irgendetwas herausrutschen würde, von dem er nicht will, dass ich es weiß.

Stattdessen schaue ich aus dem Fenster und sehe mir den vorbeiziehenden Verkehr an. Es fühlt sich merkwürdig an, wieder zurück in Kalifornien zu sein. So viel hat sich während der letzten Wochen verändert. Und trotzdem ist so viel auch immer noch genau das Gleiche.

Ich bin auch weiterhin an Jeremy gebunden. Ob durch die Macht des unrechtmäßigen Vertrages oder durch mein eigenes Bedürfnis, an seiner Seite zu sein, spielt keine Rolle. Unsere Leben sind auf eine unerklärliche Weise noch für eine lange Zeit verkettet.

Schließlich erreichen wir das Anwesen. Als ich allein abgereist bin, war ich so aufgeregt, es verlassen zu dürfen, dass ich mir nicht einmal die Mühe gemacht habe, mich umzuschauen. Aber nun, als wir darauf warten, dass die Tore sich öffnen, kann ich es in all seiner Schönheit sehen.

Selbst von der Straße aus sieht es prächtig aus — fast wie ein Naturschutzgebiet. Das schwarze Tor ist mit einer hohen Mauer verbunden, die in den Büschen verschwindet. Ich sehe die Spitzen all der Bäume auf dem Grundstück und erinnere mich daran, wie groß das Anwesen wirklich ist. Das Gefühl dieser Größe wird verstärkt, als die Limousine sich ihren Weg durch die sich windende kleine Straße sucht, die zum Haupthaus führt.

Wir halten vor dem Haus an. Es ist bereits dunkel. All die Lichter im Haus sind eingeschaltet. Sie scheinen durch

die offenen Fenster hindurch und lassen es wie eines dieser Designerhäuser aussehen, die in glanzvollen Immobilienmagazinen beworben werden.

Ich bin fast davon überzeugt, dass Rose auf der Türschwelle stehen und nur darauf warten würde, uns zu begrüßen. Sie lässt sich allerdings nicht blicken. Als Jeremy aus der Limousine heraustritt, den Kofferraum öffnet und unser Gepäck herausholt, bin ich überrascht. Simon, unser Fahrer, tritt um den Wagen herum, um ihn zu unterstützen.

Ich schaue, ob ich etwas finde, bei dem ich behilflich sein kann. Die beiden Männer scheinen die Dinge voll im Griff zu haben.

Simon stellt die Taschen an der Eingangstür ab und wünscht uns beiden eine gute Nacht. Jeremy holt einen Schlüssel hervor und schließt die Tür auf.

»Hast du dieses Haus vermisst?«, fragt er mich.

»Nur ein bisschen«, antworte ich. Um ehrlich zu sein, dachte ich, dass meine Rückkehr auf das Anwesen mich mit Ekel erfüllen würde. Aber als ich durch die

Eingangstür hindurchschreite, fühlt es sich tatsächlich ein bisschen so an, als würde ich nach Hause kommen.

Wir betreten die Eingangshalle. Das Innere ist unheimlich leise. Die Luft ist kühl und frisch.

Unsere Fußtritte hallen durch den ganzen Flur. Sie werden von der schieren Größe des Hauses verstärkt.

Ich schaue Jeremy an. »Wo ist Rose?«, frage ich ihn.

»Ich habe ihr gesagt, sie solle nicht auf uns warten«, sagt er. »Ich wollte, dass es nur dich und mich gibt, wenn wir von unserer Reise zurückkehren, und sonst niemanden.«

»Oh«, sage ich. Diese Aussage kann auf so viele verschiedene Arten interpretiert werden. Und wenn ich ehrlich bin, bin ich im Moment zu müde, um mich auf eine festzulegen. »Ich verstehe.«

Ich beginne, nach den zwei Taschen zu greifen, die der Fahrer abgestellt hat, aber Jeremy unterbricht mich, indem er meine Hand nimmt. »Lass sie stehen!«, sagt er. »Rose wird sich morgen darum kümmern.«

»Einige meiner Dinge befinden sich darin«, sage ich.

»Ich möchte sie für morgen früh im Sonnenraum auslegen.«

»Im Sonnenraum?«, lacht Jeremy. Es ist ein tiefes, donnerndes Geräusch, dem ich einfach zum Opfer fallen muss. »Nein, Lilly. Du wirst keine Zeit mehr in dieser Grube verbringen. Von jetzt an schläfst du in meinem Bett. Mit mir.«

»Oh.« Das ist tatsächlich eine Überraschung. »Das habe ich nicht erwartet.«

»Ich bin an das Abkommen gebunden, das wir im Flugzeug getroffen haben«, sagt er mit glitzernden Augen. »Aber du kennst den Grund. Komm!« Er nimmt meine Hand. »Ich werde uns etwas Wein einschenken, um unsere Heimkehr und den Anlass zu feiern.«

»Anlass?«, frage ich. »Welcher Anlass wäre das?«

»Der Tag deiner Ankunft in meinem Zuhause. Nicht als eine Gefangene. Nicht als eine Geisel.« Er zieht mich zu sich heran und hält mich fest. »Sondern als eine Gleichgestellte.«

Kurz nachdem ich den Wein getrunken habe, nicke ich am Tisch ein. Es ist eine armselige Vorstellung von meiner Seite. Ich kann spüren, dass Jeremy andere Erwartungen an diese Nacht hatte... besonders da sie den Umzug vom Sonnenraum in sein Bett darstellt. Immerhin würde er es einweihen wollen.

Aber er beschwert sich nicht und grübelt auch nicht darüber nach. Eigentlich benimmt er sich wie ein Schatz, indem er mich mit seinen Armen anhebt und mich nach oben in sein Zimmer trägt. Ich schaue ihn an, als er mich auf dem Bett absetzt. Vielleicht ist es der Alkohol, oder vielleicht ist es auch mein halbschläfriger Zustand, aber in diesem Augenblick glaube ich, dass, wenn er mir jetzt sagen würde, dass er mich liebt... ich nicht so sehr dagegen protestieren würde.

Doch er hält allerdings sein Wort und tut nichts dergleichen. Nachdem er sich versichert hat, dass ich es gemütlich habe, lehnt er sich nach unten und küsst meine

Stirn.

»Schlaf gut, meine süße Lilly-Blume«, flüstert er leise. »Morgen müssen wir beide in die Realität zurückkehren.«

Die Folgen dieser Worte haben keine Zeit, in mein Bewusstsein einzudringen, bevor ich meine Augen schließe und in einen tiefen und wunderbaren Schlaf verfalle.

Kapitel Acht

Als ich am nächsten Morgen aufwache, dauert es eine zusätzliche Sekunde, um mich zu orientieren. Als ich es schließlich schaffe, wird mir klar, dass ich in *Jeremys* Zimmer schlafe, in *Jeremys* Haus, und all die Gefühle, die sich seit seiner Ankündigung in mir aufgebaut haben, stürzen auf mich ein.

»*Liebe.*« Er meint das ernst, oder nicht? Ich versuche so sehr, es zu leugnen, aber ich kann es einfach nicht abschütteln. Es ist nichts, das einfach unter den Teppich gekehrt werden kann. Wenn ich ihn nun mit dem Wissen anschaue, dass ich in die Augen des Menschen blicke, der solch starke Gefühle für mich hegt, verändert sich die Dynamik zwischen uns.

Ich weiß, er erwartet von mir nicht, dass ich ihn auch liebe. Das *kann* er nicht. Er ist ein logisch denkender, berechnender Mann. Es wäre unangemessen, solche Erwartungen zu haben, wenn man bedenkt, was er mir

alles angetan hat.

Aber es macht mich unsicher. Irgendwo tief in mir drinnen habe ich dieses nagende Gefühl von... nicht genau Schuld, aber... *Druck*, der auf mir lastet. Druck, der sich so anfühlt, als würde er nicht nachlassen, bis ich zugebe, dass seine Gefühle nicht einseitig sind.

Ich rolle mich zur Seite und verstecke meinen Kopf unter dem Kissen. Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Ich könnte Jeremy niemals lieben. Niemals. Nicht nach alldem, wofür er verantwortlich ist. Nicht nach all den Dingen, die er mir und meinem Vater angetan hat.

Ich bin allein im Schlafzimmer. Ich stehe auf, gehe ins Badezimmer und spritze mir Wasser ins Gesicht. Als ich dort stehe, bemerke ich einen nachklingenden Hauch von Jeremys Geruch. Der Spiegel weist immer noch ein wenig Kondensation auf. Er ist erst vor kurzem aus der Dusche gekommen. Ich weiß, dass er zur Arbeit gehen muss, aber vielleicht ist er noch zu Hause?

Ich laufe aus dem Zimmer in den Flur und lehne mich über die Brüstung. Vielleicht ist es das Wissen, dass ich

eine friedliche Nacht mit ihm verbracht habe, in *seinem* Haus, zum allerersten Mal, vielleicht ist es aber auch dieser unglaubliche Geruch, der all diese Dinge mit meinem Innersten anstellt — ich bin mir nicht sicher. Aber, was auch immer es ist, ich *möchte* Jeremy sehen.

»Jeremy?«, rufe ich aus. »Jeremy, bist du noch hier?«

Ich spicte meine Ohren vor Erwartung, seine Antwort zu hören. Stattdessen begrüßt mich eine andere Stimme... allerdings eine, die mir nicht weniger vertraut ist.

»Mr. Stonehart ist vor etwa zehn Minuten ins Büro gefahren, Miss Ryder.« Ich wirbele herum und sehe, wie Rose auf mich zugeht. »Ich fürchte, ich muss Ihnen sagen, dass Sie ihn nur knapp verpasst haben.«

»Rose!«, stoße ich hervor und eile zu ihr, um meine Arme um sie herumzuschlingen. Vielleicht bekomme ich heute Morgen nicht Jeremy, aber Rose zu sehen, ist das Nächstbeste.

»Oh!«, stöhnt sie, als wir zusammenprallen. Sie klopft mir auf den Rücken. »Ich habe Sie auch vermisst, meine Liebe«, sagt sie.

Ich lasse sie los und trete einen Schritt zurück. In den vergangenen Wochen ist so viel passiert, dass ich irgendwie erwartet hätte, dass Rose anders aussieht.

Keineswegs. Sie ist die Gleiche wie immer mit dieser schwarz-weißen Dienstmädchenuniform und dem grauen Haarknoten auf ihrem Kopf. Es ist fast schockierend, sie genauso zu sehen wie zuvor.

Etliche Schuldgefühle durchbohren meinen Magen. Bin ich aufgeregter, Rose zu sehen, als ich es war, Fey zu treffen?

»Sie sind wunderschön mit ihrer Bräune«, sagt Rose. Sie hebt ihre Hände an und berührt mein Haar. »Und die Sonne hat ihr Haar aufgehellt.« Sie lächelt mich schüchtern an. »Kein Wunder, dass Mr. Stonehart noch eine zusätzliche Woche dort mit ihnen verbringen wollte.«

Ich erröte plötzlich und kichere dann. Vielleicht ist der Grund dafür, warum ich so aufgeregt bin, Rose zu sehen, dass ich mich nicht verstehen muss, wenn ich mit ihr zusammen bin. Ich muss mich nicht vorsehen, wie ich mich verhalte oder mit dem, was ich sage. Ich kann... nun,

frei sein.

Und Freiheit ist für mich von höchster Wichtigkeit.

Plötzlich verschwindet Roses gute Laune. Sie runzelt ein wenig die Stirn und verengt dann ihre Augen.

»Was?«, sage ich, während immer ich immer noch ein Lächeln auf meinem Gesicht trage. »Rose, was ist los? Sie machen den Eindruck, als hätten Sie ein Gespenst gesehen.«

Sie schüttelt ihren Kopf und schaut weg. »Nichts«, sagt sie schnell. »Ich bin nur ein wenig überrascht. Das ist alles.«

»Überrascht?« Ich beuge meinen Kopf auf eine Seite.
»Worüber?«

Rose schüttelt wieder ihren Kopf. »Es ist... nichts.« Sie räuspert sich. Ihr Blick schweift auf die Stelle, die sie mir schon einmal gezeigt hat, wo die versteckte Kamera verborgen ist. »Nichts.« Sie zeigt mir ein weiteres Lächeln. »Kommen Sie«, sagt sie und nimmt meine Hand. »Charles hat das Frühstück für Sie vorbereitet, und ich möchte nichts lieber, als von Ihrer Reise zu hören.«

Während eines festlichen Frühstücks mit Waffeln und Obst erzähle ich Rose alles, was passiert ist, nachdem wir Portland verlassen hatten. Paul, oder die Offenbarung darüber, dass er mein Vater ist, erwähne ich nicht. Wenn Rose von ihm weiß, dann sei es drum. Aber ich werde ihr diese Information noch nicht freiwillig zukommen lassen.

Etwas hat sich an Roses Verhalten allerdings geändert. Sie versucht es zu verbergen, sie versucht, so zu sein, wie sie normalerweise ist, aber sie scheint... nervös zu sein. Und sich ein bisschen unbehaglich zu fühlen. Sie lächelt und nickt, während ich spreche, und gibt Kommentare an den richtigen Stellen ab. Aber ihre Augen sind ruhelos. Sie rutscht auf ihrem Sitz hin und her, wenn sie mich anschaut, fast so, als befände sie sich im gleichen Raum mit einer trägen Kobra. Wenn sie die Ruhe bewahrt und die Schlange nicht aufschreckt, wird es keine Probleme geben... aber eine falsche, plötzliche

Bewegung, und sie wird zuschlagen.

Ich kann dieses zarte, aber wachsende Unbehagen nicht länger ertragen. Ich sollte spüren, wie ich eine Verbindung zu ihr aufbaue, während ich ihr von meiner Reise erzähle, aber stattdessen entferne ich mich immer weiter von ihr.

Ich beende meine Geschichte direkt vor der Nacht der Gala. Ich lege meine Gabel ab und sage: »Okay, Rose. Sagen Sie mir die Wahrheit! Was ist los?«

»Nichts ist los, Miss Ryder«, sagt sie viel zu schnell. Es ist fast so, als hätte sie diese Frage erwartet. »Warum würden Sie glauben, dass etwas los ist?«

»Nun, erst einmal sind Sie so zappelig wie ein Chormädchen vor dem Priester. Ist etwas passiert, während ich weg war?«

»Nein.« Sie schüttet ihren Kopf. »Die Dinge hier sind immer noch die gleichen. Es hat sich nichts geändert.«

»Etwas hat sich geändert«, dränge ich. Sie zuckt leicht zusammen und schaut weg.

»Da, sehen Sie!«, rufe ich aus und zeige mit dem

Finger direkt auf sie. »Sie haben es schon wieder getan. Ist es Charles? Ist etwas zwischen Ihnen beiden passiert?«

»Nein«, sagt sie und faltet ihre Hände in ihrem Schoß zusammen. Dann steht sie plötzlich auf.

»Ich habe mich gerade erinnert«, beginnt sie, »dass die Waschmaschine noch läuft, und ich muss...«

»Setzen Sie sich *hin*, Rose!«, befehle ich. Ich weiß nicht, wo diese Bestimmtheit herkommt. Vielleicht ist es ein Nebenprodukt davon, dass ich so viel Zeit mit Jeremy verbracht habe. »Ich weiß mit Sicherheit, dass Sie nirgendwo hingehen müssen. Und außerdem können Sie nicht vor mir weglauen. Wir befinden uns beide zusammen im gleichen Haus. Wenn Sie wirklich die Wäsche machen müssen... nun denn —«, ich stehe ebenfalls auf, »— dann werde ich mit Ihnen kommen.«

»Oh, nein«, sagt sie und schüttelt ihren Kopf. Sie sieht jetzt *wirklich* nervös aus. »Mr. Stonehart wäre sehr ärgerlich mit mir, wenn ich Sie irgendwelche Aufgaben übernehmen ließe.«

»Das habe ich nicht gesagt«, sage ich verärgert. »Und

seit wann haben Sie Angst vor Jeremy? Nach dem zu urteilen, was er mir erzählt hat, waren Sie diejenige, die ihn dazu gezwungen hat, mich aus der Dunkelheit zu befreien.«

»Ich... ich weiß nicht, wovon Sie reden.« Sie reibt ihre Hände aneinander. Ich habe Rose noch *nie* so fassungslos gesehen.

»Oh, kommen Sie schon«, sage ich jetzt ungläubig. »Sie leben in Jeremys Haus. Ich habe Sie mit Charles im Gästehaus gesehen. Es ist offensichtlich, dass Sie beide in einer Art, von der ich nicht einmal etwas weiß, an Jeremy gebunden sind. Warum sonst würde er Ihnen so viel von sich anvertrauen? Sie haben mir einmal erzählt, dass Jeremy hier keine Gäste unterhält — dass er dafür eine Wohnung in der Stadt hat. Ich weiß, dass Sie mehr als nur eine Haushälterin sind, Rose. Das müssen Sie sein. Jeremy hätte Sie nicht zwanzig Jahre lang um sich behalten, wenn Sie das nicht wären.«

»Hören Sie auf, ihn so zu nennen!«, ruft Rose aus. Ich springe vor Überraschung auf. Es ist das erste Mal, dass

ich höre, wie sie ihre Stimme erhebt.

»Was?«, frage ich und fange mich schnell wieder.

»Jeremy? Das ist doch sein Name oder nicht?«

»Nicht für Sie«, faucht Rose. »Er ist nicht Jeremy. Er ist Mr. Stonehart. Mr. Stonehart und nichts anderes. Hören Sie mich?« Sie zeigt mit dem Finger auf mich. »*Verstehen Sie mich?*«

Dann fängt sie sich wieder. Ihre Augen weiten sich. Sie hebt beide Hände in die Höhe, um ihren Mund zu verdecken.

Ohne ein weiteres Wort wirbelt sie herum und läuft aus dem Raum.

Ich starre sprachlos hinter ihr her. Was *zum Teufel* war denn das?

Ich höre zu, als ihre schnellen Schritte verklingen. Ich folge ihr nicht, obwohl ich es gern täte. Sie benötigt erst etwas Zeit, um sich abzukühlen.

Aber ich muss den Dingen definitiv auf den Grund gehen.

Sie war mir gegenüber immer so mitfühlend, so

liebevoll und so verständnisvoll. Doch nun ist es so, als würde sie mich für einen anderen Menschen halten.

Ich gehe in Richtung Küche und suche nach Charles. Vielleicht ist er bereit, mit mir zu sprechen.

Ich bleibe auf halbem Wege stehen. Ich hatte vergessen, dass Charles taub ist. Und obwohl ich sicher bin, dass er von den Lippen lesen kann, kenne *ich* die Zeichensprache nicht. Wäre er bereit zu sprechen — *kann* er sprechen? Oder ist er außerdem stumm?

Nun, ich denke mir, es gibt keinen besseren Zeitpunkt als jetzt, um das herauszufinden. Es wäre gut, zumindest hallo zu sagen.

Ich wandere durch das große Haus. Ein oder zweimal erwische ich mich dabei, wie ich kurz davor bin, seinen Namen auszurufen, bevor ich innehalte. Er wäre nicht in der Lage, mich zu hören. Und trotzdem fühlt es sich normal an, das zu tun, wenn man nach jemandem sucht.

Die Küche sieht wie immer vollkommen makellos aus. Die Edelstahlgeräte glitzern alle in der Morgensonne, und nirgendwo befindet sich auch nur der kleinste Krümel.

Die Arbeitsplatten sind sauber, das Waschbecken ist leer. Kurz gesagt sieht es wie ein Ausstellungsraum aus.

Ich frage mich, was Charles tut, wenn er nicht kocht. Ich meine, es kann nicht *so* viel Arbeit sein, Mahlzeiten für nur einen Mann vorzubereiten. Und eine Frau — wenn ich mich selbst dazuzähle.

Das Rose-Charles-Jeremy Dreieck *muss* eine größere Bedeutung haben, als mir bewusst ist. Es muss einfach. Ich habe das immer vermutet. Aber erst jetzt ohne das Halsband befindet sich mich in einer Position, die stark genug ist, um das herauszufinden.

Moment mal! Ich atme scharf ein. Das Halsband. Das *fehlende* Halsband. Das ist das, was Rose aus der Bahn geworfen hat!

Ich erinnere mich an den Moment, an dem sie mich am Geländer begrüßt hat. Sie erwähnte meine Bräune und mein Haar. Ihr Blick fiel auf meinen Nacken... und dann begann sie, sich merkwürdig zu verhalten.

Eine neu gefundene Entschlossenheit überkommt mich, als ich meine Suche fortsetze. Jedes Mal, wenn Rose den

Augenkontakt im Esszimmer unterbrach, dachte ich, sie würde auf den Boden schauen. Erst jetzt wird mir klar, dass sie tatsächlich... auf meinen Hals sah.

Verdammter Mist! Das bedeutet, sie *hat* es gewusst! Diese verlogene Kuh! Sie wusste von allem, was Jeremy mir während der gesamten Zeit angetan hat!

Und sie hat es *gewagt*, Mitleid vorzutäuschen? Sie hat es *gewagt*, so zu tun, als wüsste sie nichts über meine Gefangenschaft?

Dieser Betrug trifft mich mehr als alles, was Jeremy getan hat. Sie war nicht nur eine passive, unwissende Haushälterin. Die ganze Zeit über hat sie mit Jeremy zusammengearbeitet. Sie hat mit dem Mann *zusammengearbeitet*, der mich als seine Gefangene festhielt.

Zum Teufel! Die haben sich wahrscheinlich auch bei diesem ganzen guter-Bulle-böser Bulle Ding verschworen.

Zorn steigt in mir auf. Auf Rose *und* auf Jeremy. Er hat das Ganze mit ihr arrangiert, sodass ich dachte, ich hätte hier eine Freundin. Er hat das alles mit ihr arrangiert,

sodass ich denken würde, ich hätte eine Verbündete.

Zumindest war Jeremy aufrichtig bei allem, was er mir angetan hat. Nur Rose war feige genug, mir Unwissenheit vorzuspielen.

Mist! Das bedeutet, dass meine ursprünglichen Vermutungen über sie korrekt waren. Mist, Mist, Mist!

Ich hätte meinem Instinkt vertrauen sollen. Ich hätte meinem Wunsch nach einer Freundin, einer Verbündeten, jemandem, dem ich *vertrauen* könnte— oder jemandem, von dem ich *dachte*, ich könnte ihr Vertrauen — niemals zum Opfer fallen sollen, wenn diese Person in Wirklichkeit diejenige war, vor der ich am meisten auf der Hut sein musste.

Wenn ich das bedenke, was ich über Jeremy weiß, bin ich mir sicher, dass er in Bezug auf meine Gefangenschaft alles bis hin zur kleinsten Einzelheit geplant hat. Natürlich würde er nicht irgendeiner Haushälterin gestatten, von mir zu wissen und mit mir zu kommunizieren, nachdem er solche Mühen auf sich genommen hatte, jeden anderen Aspekt meines Lebens zu kontrollieren.

Das ist die einzige Möglichkeit, wie sich Roses Sinneswandel heute Morgen erklären lässt. Sie sah mich ohne das Halsband und bekam Panik, denn... denn... *denn Jeremy hat sie nicht vorgewarnt.*

Er hatte niemals vor, das Halsband während unserer Reise abzunehmen. Er ist von seinem Plan abgewichen. Und Rose hat das nicht erwartet.

Ich halte inne. Mist! Ich brauche einen Drink! Ich schaue mich in der Küche um und suche nach einer Flasche Scotch oder Wein oder etwas, das stark genug ist, um meine Nerven zu beruhigen. Ich bin noch nie ein großer Trinker gewesen — natürlich nicht, nach allem, was ich mit meiner Mutter erlebt habe. Nachdem ich jedoch so viel Zeit mit Jeremy in der Villa verbracht habe, scheint der Überfluss an Wein meinen Appetit für alkoholische Getränke geweckt zu haben.

Im obersten Regal eines riesigen Schrankes finde ich, wonach ich suche. Ich bin allerdings nicht groß genug, um die Reihe mit den Flaschen zu erreichen. Mir fällt die Bar im Keller direkt neben dem Schwimmbad ein, und ziehe es

in Erwägung, stattdessen dort hinunterzuwandern — als das Geräusch einer Bewegung mich dazu bringt, meinen Kopf zu drehen.

Wenn man vom Teufel spricht. Es ist Charles, der mit einer vollen Kiste mit gefrorenem Fleisch unter dem Arm die Küche betritt.

Er hält an, als er mich sieht. Ein überraschter Blick breitet sich auf seinem Gesicht aus, und dann lächelt er breit.

»Lilly«, sagt er nach einem Augenblick. »Es ist schön, Sie zu sehen.«

Seine Stimme ist zäh, und er spricht sehr langsam. Die Aussprache bestimmter Silben ist sehr ungewöhnlich, sodass ich einige zusätzliche Sekunden brauche, um die Worte zu verstehen. Er spricht etwas zu laut.

Aber zumindest *spricht* er! Ich strahle ihn voller Aufregung an und vergesse mein Bedürfnis nach einem Drink. Endlich habe ich jemand anderen, mit dem ich sprechen kann, jemand anderen, der in die Vorgänge auf dem Stonehart-Anwesen eingeweiht ist!

»Charles!«, rufe ich aus. »Sie sind genau der Mensch, den ich sehen wollte.« Ich schaue hinunter auf die Kiste. »Warum haben Sie so viel Fleisch?«

Er lächelt mich an, schüttelt dann seinen Kopf und zeigt auf seine Lippen. »Ich muss Ihren Mund sehen, um Sie zu verstehen«, sagt er. Es hört sich so an, als würde er sprechen, während er den Mund voller Suppe hat.

Ich schlage mir gegen meinen Kopf und fühle mich wie ein Narr. Nun, *buh*.

»Es tut mir leid«, sage ich und streiche mein Haar zur Seite, sodass er mein Gesicht klar erkennen kann. »Ich habe gesagt, ich freue mich, Sie zu sehen. Ich wollte Ihnen für ein wunderbares Frühstück danken.«

Er stellt sich bei diesem Lob aufrecht hin. »Das war doch gar nichts«, erklärt er mir. »Es ist mir eine Freude, für eine Schönheit wie Sie zu kochen.«

Dieses Mal bin ich an der Reihe, bei dem Kompliment zu erröten. Ich lächle ihn schüchtern an und lasse eine Hand durch mein Haar gleiten.

»Sind Sie hierhergekommen, um nach etwas zu

suchen?«, fragt er mich. Er schaut auf den offenen Schrank hinter mir, das Überbleibsel meiner Suche nach Alkohol. »Diese hier«, sagt er, wobei seine Augen vor Fröhlichkeit glitzern, »sind alles Weine zum Kochen.«

Weine zum Kochen! Natürlich würde ich in der *Küche* nur Weine zum *Kochen* finden und keine richtigen Getränke.

»Oder sind Sie immer noch hungrig?«, fährt er fort. »Jeremy hat mich von den Vorschriften in Bezug auf Ihr Gewicht unterrichtet, aber...«, er zwinkert mir zu, »...ich denke, ich kann eine Ausnahme für Sie machen. Zumindest dieses Mal, wenn Sie ein Geheimnis für sich behalten können.«

»Es gibt hier bereits genügend Geheimnisse, ohne dass wir noch welche hinzufügen«, murmele ich in mich hinein.

Charles räuspert sich. »Wie bitte?«, fragt er.

Ich schüttle meinen Kopf und spreche deutlich. »Nichts. Sie nennen ihn auch Jeremy?«

»Natürlich.« Charles runzelt die Stirn. »Er nennt mich

Charles, und ich nenne ihn Jeremy. Warum würde irgendetwas anderes einen Sinn ergeben?«

»Er ist also nicht Mr. Stonehart für Sie?«

Charles hebt seine Augenbrauen. Und dann beginnt er zu lachen. Es ist ein sehr ungewohntes Geräusch, da es von einem tauben Mann ausgeht. Irgendwie gibt mir seine offenherzige Ehrlichkeit jedoch ein warmes Gefühl. Ich beginne zu lächeln.

»Oh, nein«, erklärt er mir. »Nein, nein. Ich kenne den Jungen schon, seitdem er noch ein Kind war, nicht größer als mein Knie.« Er hält parallel zum Boden eine Hand auf Kniehöhe. »Er war zu dem Zeitpunkt der kleine Jeremy, und obwohl er seitdem sehr gewachsen ist...«, Charles Hand bewegt sich nach oben, bis sie über seinem Kopf schwebt, »wird er für mich immer der kleine Jeremy bleiben.«

Er zwinkert noch einmal. »Aber erzählen Sie ihm nicht, dass ich das erwähnt habe. Er *hasst* es, klein genannt zu werden.«

Ich starre Charles verwundert an. Er kannte Jeremy

schon, als er noch ein Kind war? Das bedeutet, er hat mitbekommen, wie er aufgewachsen ist als er sich noch unter dem Einfluss seines Vaters befand. Verdammt, das bedeutet, er kennt ihn schon länger als Rose!

Und er geht so offen damit um. Ist Charles die Schatztruhe an Informationen, die ich benötige? Ist er derjenige, nach dem ich gesucht habe, um mir einen ungefilterten, ungekürzten Einblick in Jeremy Stoneharts Vergangenheit zu verschaffen?

»Charles«, sage ich vorsichtig. »Wenn ich Ihnen eine Frage stellen, wären Sie bereit, sie ehrlich zu beantworten?«

»Ehrlichkeit ist das, was ich vorziehe«, sagt er. »Also werde ich mein Bestes tun. Was möchten Sie wissen? Vielleicht, wo ich die Kekse aufbewahre?«

Ich lache und schüttle meinen Kopf. »Nein. Nichts von der Art. Es ist etwas Einfaches: Wie ist es dazu gekommen, dass Sie für Jeremy arbeiten?«

Charles sieht gekräntkt aus. »Müssen Sie diese Frage wirklich mit Einleitung beginnen, mich um die Wahrheit zu

bitten? Ich werde Ihnen gern *alles* über Jeremy erzählen, was ich weiß.«

Er macht eine weite, ausladende Geste mit beiden Händen über seinem Kopf. »Sie sind schon lange genug bei uns, dass ich nicht davon ausgehe, dass Sie weglaufen werden. Sie möchten etwas über meine Anstellung erfahren? Das ist einfach. Er hat mich seinem Vater abgeworben.«

Sein *Vater*. Oh mein Gott, werde ich schließlich etwas über den Mann erfahren, der solchen Einfluss auf und solche Macht über Jeremy Stonehart hatte?

»Sie kannten seinen Vater?«, frage ich erstaunt. »Wie war sein Name? Wie war er?«

»Ah«, Charles spreizt seine Hände und schaut mich entschuldigend an. »Das ist etwas, von dem mir nicht gestattet ist, darüber zu sprechen. Jeremy mag keine Erinnerungen an das Leben, bevor er dieses hier —«, Charles zeigt in der riesigen Küche herum, »— für sich selbst erschaffen hat. Es tut mir leid, Lilly.«

»Das ist in Ordnung«, sage ich kraftlos. Verdammt, ich wusste, es würde nicht so einfach sein. »Was *dürfen* Sie

mir dann über Jeremy erzählen? War er schon immer so...«, ich suche nach dem richtigen Wort, »... beherrschend?«

»Oh, nein«, lacht Charles, »er war definitiv nicht immer so. Alles hat sich während seines ersten Jahres auf dem College geändert.«

»Was meinen Sie damit?«, frage ich.

»Nun«, Charles lehnt sich zurück gegen die Arbeitsplatte. »Der kleine Jeremy« war sein Spitzname, als er aufwuchs. Weil er der Jüngste war. Wissen Sie von seinen Brüdern?«

Ich nicke. »Er hat mir von ihnen erzählt.«

»Alles in allem waren es drei Jungs. Seine Brüder waren altersmäßig nur zwei Jahre auseinander. Sie waren untrennbar und brillant. Sie waren unglaubliche Sportler. Sie machten ihren Vater sehr stolz. In der Schule bekamen sie die besten Noten. Alles, was sie sich vornahmen, erreichten sie.«

»Das klingt sehr nach jemandem, den ich kenne«, sage ich. »Wie hießen sie?«

»Robert«, sagt Charles, »und Christopher. Robert war der Älteste.«

»Und Jeremy?«, frage ich. »Wie alt waren sie, als er geboren wurde?«

Charles denkt für einen Augenblick nach. »Lassen Sie mich überlegen... Ich erinnere mich an Roberts Zulassung bei dieser angesehenen Privatschule um die Zeit herum, als Jeremy geboren wurde. Dann muss er also... dreizehn gewesen sein? Oder vierzehn? Irgendetwas in der Art.«

»Wow«, sage ich. Das ist ein ziemlicher Altersunterschied.«

»Das ist es«, stimmt Charles mir zu. »Das ist der Grund für den Spitznamen. Zu Beginn wurde er liebevoll benutzt. Aber, wie ich mich erinnere, als sie alle zusammen in dem gleichen Haus aufwuchsen... wurde er mit wachsender Verachtung verwendet.«

»Warum?«, frage ich. »Ich weiß, dass Jeremy sich mit seinen Brüdern oder dem Vater nicht verstanden hat. Aber ich weiß nicht, *warum* das der Fall war.«

Charles zögert. »Vielleicht sollte ich Ihnen das nicht

erzählen«, wirft er ein.

»Ach, kommen Sie schon«, schmolle ich. Ich mag Charles. Ich mag seine bescheidene Einstellung. Seine Ehrlichkeit ist eine wie eine Brise frischer Luft. Ich glaube auch, dass er mich mag. Also nutze ich das aus. »Bitte?«, bettele ich.

Er schaut sich im Raum um. »Okay«, nickt er schließlich. »Aber Sie müssen versprechen, dass Sie Rose nicht ein Wort davon erzählen. Wenn sie herausfindet, was ich gesagt habe...«

»Meine Lippen sind versiegelt.« Ich mache eine Bewegung mit meinen Fingern, als würde ich einen Reißverschluss zuziehen. »Ich schwöre. Dieses wird zwischen Ihnen und mir bleiben.« Ich halte inne und erinnere mich an etwas. »Aber... Sie wissen von den Kameras, oder nicht?«

»Es ist nicht Jeremy, um den ich mir Sorgen mache«, sagte Charles und schüttelt seinen Kopf. »Und außerdem gibt es hier drinnen keine Kameras.«

Ich blinzele. »Was?«

Er lächelt. »Ein Genie benötigt vollkommene Privatsphäre, um seine Kreationen erstellen zu können. Wie wäre ich ansonsten in der Lage, Sie mit meinen Kochkünsten zu überraschen?«

»Meinen Sie das ernst?«, frage ich übermäßig skeptisch. »Hier drinnen gibt es wirklich keine Kameras?« Ich erinnere mich daran, wie Rose keine zwei Meter von hier entfernt anhielt, um einen kurzen Blick in die Ecke an der Decke zu werfen, als sie mich das erste Mal im Haus herumführte.

»Nun, okay«, korrigiert Charles sich. »Vielleicht *gibt* es Kameras. Zur Sicherheit in der Nacht. Aber wenn ich arbeite, sind sie niemals angestellt.« Er tritt von der Arbeitsfläche weg und bedeutet mir, ihm zu folgen. »Möchten Sie es sehen?«

»Was sehen?«

»Die Aufnahmen«, sagt er beiläufig. Er winkt mich zu sich. »Kommen Sie!«

Wir bewegen uns auf eine unauffällige Ecke des Raumes zu. Dort befindet sich eine Tür zu einer

Vorratskammer. Charles hält vor der Tür an, zwinkert mir zu und zieht sie auf.

Das Innere ist... voller Lebensmittel. Ich schaue ihn verwirrt an. Aber dann lehnt er sich hinein, tastet am Türrahmen nach etwas, und einen Augenblick später teilt sich die hintere Wand in zwei. Das Summen eines Motors erfüllt die Luft.

Dahinter befindet sich eine sehr viel kleinere Version des Überwachungsraumes, den ich in Jeremys Schlafzimmer gefunden habe. Schauer überkommen mich, als ich mich an die Bestrafung erinnere, die ich erdulden musste, als ich ohne seine Erlaubnis dort hineingegangen war.

Charles schaut mich voller Stolz an. »Von hier aus kann man alles sehen.«

Er geht hinein. Ich zögere einen Augenblick, bevor ich ihm folge. Dieses fühlt sich wie eine Art Verstoß an...

Dann erinnere ich mich daran, dass ich nicht länger das Halsband trage. Die Regel »verschlossene Türen« betreffend mag vielleicht noch gelten, aber ich breche sie

nicht. Die Tür ist offen. Charles hat mich hineingebeten.

Die Bildschirme werden zum Leben erweckt, und ich kann das gesamte Haus sehen. Den Hof. Die Schlafzimmer. Mein altes Badezimmer.

Ich stutze. Wenn Charles Zugang dazu hat... bedeutet das, dass er mich nackt gesehen hat? Hat er alles gesehen, was Jeremy getan hat?

Er bemerkt, dass ich auf den Bildschirm des Sonnenraumes starre. »Keine Sorge, Lilly«, sagt er. »Bestimmte Aufnahmen sind so programmiert, dass sie sich automatisch ausschalten, wenn sich eine Person im Raum aufhält. Zum Beispiel das Schlafzimmer.« Er zeigt auf Jeremys Bett. »Und die Badezimmer und Ankleideräume. Ich spioniere nicht.«

Ich schaue ihn an... und stelle fest, dass ich ihm glaube. Charles hat so ein ehrliches Gesicht. Es wäre schwer, sich vorzustellen, dass er mich anlügen.

»Mein Zugang ist außerdem auf bestimmte Zeiten beschränkt«, fährt er fort. »Jeremy weiß, wann ich hier bin. Es ist alles ziemlich sicher, das kann ich Ihnen

versprechen.

Nun, Lilly... lassen Sie mich sehen.« Er drückt auf die Tasten. »Schauen Sie bitte auf den Hauptbildschirm.«

Das tue ich. All die anderen schalten sich aus, und die Aufnahmen versammeln sich auf dem großen Bildschirm. Charles macht mich auf eine aufmerksam, die die Küche zeigt. »Sehen Sie das?«, fragt er.

»Ja.« Ich runzle die Stirn. »Aber die Kamera ist an. Sie haben gesagt, sie wäre ausgeschaltet.«

Er grinst wie ein Kind, das ein großes Geheimnis verbirgt. »Warten Sie hier«, sagt er zu mir.

Dann eilt er aus der Tür und hält genau dort an, wo wir uns zuvor unterhalten haben. Er winkt. »Können Sie mich sehen?«

Ich schaue zurück auf den Bildschirm... und stelle fest, dass er leer ist. Die Küche ist leer. »Das Bild wurde eingefroren!«, rufe ich aus.

Charles läuft zurück. Er schaut mich erwartungsvoll an. Verdammt! Ich hatte vergessen, dass er meine Lippen sehen muss, um erkennen zu können, wie ich spreche. »Ich

habe gesagt, das Bild ist eingefroren«, wiederhole ich.

Er lächelt und hebt einen Finger in die Luft. »Nicht direkt«, sagt er. Er zeigt auf den sich drehenden Ventilator in der Küche. »Es befindet sich in einer fortwährenden Schleife.«

»Also, wenn wir hier drinnen sind... wenn wir uns unterhalten... ist das tatsächlich vertraulich?«

Charles nickt. »Ja.«

Wir verlassen den Vorratsraum und gehen zurück zu unserem vorherigen Platz. Charles beginnt, das Fleisch auszupacken. Ich beuge mich nach unten, um ihm zu helfen, und bin unglaublich dankbar, als er nicht protestiert.

Manchmal fühlt es sich gut an, einem anderen Menschen einfach auszuhelfen und nicht jede Sekunde eines jeden Tages bedient zu werden.

»Sie wollten mir von Jeremys Brüdern erzählen«, erinnere ich ihn.

»Richtig«, sagt Charles. »Robert und Christopher waren der Stolz der Familie. Jeremy... Jeremy war das schwarze Schaf. Seine Brüder waren attraktiv. Und er

war... wie soll ich es sagen? Dürr. Sehr... mager.«

Ich blinzele. Das kann ich mir von dem Mann, den ich kenne, gar nicht vorstellen. »Wirklich?«, frage ich.

Charles nickt. »Er versuchte sein Bestes, wie seine Brüder zu sein. Als er alt genug war zu verstehen, was sie taten, wollte er ihnen auf allen Gebieten nacheifern. Er schaute zu ihnen auf. Oh mein Gott! Wie er zu ihnen aufgeschaut hat!«

»Wann hat sich das geändert?«

»Das hat sich geändert«, sagt Charles, »als er nach Hause kam.«

Ich runzelte die Stirn. »Als er nach Hause kam? Was meinen Sie?«

»Jeremy hat eine Lernschwäche«, erklärt Charles mir.

»Was?« Ich bin geschockt und bestürzt. *Das kann nicht stimmen. Nicht der Mann, den ich kenne.*

»Sie wussten das nicht?« Charles sieht überrascht aus. Dann lacht er. »Nun, ich denke, man würde das nicht glauben, wenn man ihn heute sieht.

Ja, Jeremy hatte Schwierigkeiten zu sprechen. Und zu lesen. Der kleine Jeremy lispelte und stotterte. Natürlich habe ich das nie bemerkt, aber ich weiß das von anderen.«

*Wow! Dies sind so viel mehr Informationen als ich jemals zu bekommen erhofft hätte. Jeremy Stonehart, der Mann, der wahrscheinlich die attraktivste Stimme auf dem Planeten besitzt, hat *gelispelt*? Jeremy Stonehart hat *gestottert*?*

Wenn dieses die Dinge sind, über die er hinwegkommen musste... Jesus, das fügt ihm so viel mehr Tiefe hinzu. Kein Wunder, dass Kontrolle für ihn wichtig ist. Er hat lernen müssen, seine Sprache zu kontrollieren, damit sie so klingt, wie sie es heute tut.

Ich wette, das ist immer noch ein bewusster Vorgang für ihn. Wie muss es sein, wenn man *permanent* über jedes einzelne Wort nachdenken muss, welches einem über die Lippen kommt? Ich erinnere mich daran, wie er auf der Gala eine Rede gehalten hat. Er war so selbstsicher, so erfolgreich, so... unglaublich *natürlich*.

Aber nichts von alldem war selbstverständlich.

Zumindest nicht für den Jungen, der Jeremy einmal gewesen ist.

Dieses Wissen lässt meinen Respekt für ihn ein kleines bisschen wachsen.

»Seine Noten waren schlecht. Sie waren nicht so gut wie die seiner Brüder. Das frustrierte ihn natürlich. Aber es ließ ihn außerdem zu einer... Peinlichkeit... für seinen Vater werden. Nach einem halben Jahr auf der Realschule wurde der kleine Jeremy dort herausgenommen. Sein Vater wollte nicht, dass sein schulisches Versagen den Namen der Familie beschmutzte. Von dort an wurde er zu Hause unterrichtet.«

»Und dann begann es«, sage ich zu mir selbst.

»Ja«, sagte Charles. »Ich glaube schon. Weil er zu Hause unterrichtet wurde, konnte er auch nicht am Sport teilnehmen. Er war niemals besonders athletisch. Aber Jeremy hatte schon immer ein großes Herz. Er gab immer sein Bestes. Und... es gab noch andere Benachteiligungen, über die er nicht hinwegkommen konnte. Er hatte weder die Größe noch den Anmut seiner Brüder. Mit ihren

Leistungen konnte er niemals mithalten.«

Ich merke, wie die Puzzlestücke sich zusammenfügen. Kein Wunder, dass Jeremy mit so viel Verachtung von seinen Brüdern und seinem Vater spricht. Kein Wunder, dass er so stolz darauf ist, sie zerstört zu haben.

Ich kann ihn mir jetzt fast vorstellen, nicht als Jeremy Stonehart, sondern als... als der kleine Jeremy. Immer derjenige, der versucht hat, mit den Leistungen seiner Brüder mitzuhalten. Und immer derjenige, der zu kurz kam.

Ich weiß, dass sein Vater erfolgreich war. Wie es sich anhört, war er ein Mann, der immer das Beste erwartet hat. Als er aufwuchs, konnte Jeremy ihm das nicht bieten.

Also wurde er von einem lieblosen Vater aufgezogen. Jeremy hat mir erzählt, dass er immer wieder übersehen wurde. Nun weiß ich warum. Das war nicht nur der Fall, weil er jünger war. Es war, weil er für *unfähig und fehlerhaft* gehalten wurde.

Wie muss das an einem Menschen nagen. Ich kann sehen, wie diese ersten Sprösslinge der Entschlossenheit

aufkeimten. Jeremy hat mit mir über Vergeltung gesprochen. Aber es war mehr als das. Er hat gesagt, es sei der glorreichste Tag seines Lebens gewesen, als er das Unternehmen seines Vaters im Gerichtssaal übernahm.

Kein Wunder, dass er so unglaublich zwanghaft und zielstrebig sein kann. Kein Wunder, dass er so stolz darauf ist, wer er heute ist. Kein Wunder, dass er so eine Entschlossenheit besitzt. Er ist tatsächlich aufgestiegen und hat ein Imperium für sich gegründet. Nun kann ich seine Motivation nachvollziehen.

»Sie haben gesagt, dass die Dinge sich während seines ersten Jahres im College geändert hätten?«, bemerke ich.

»Oh«, haucht Charles. »Das war ein bemerkenswerter Anblick. Als er gegangen ist, war er nur ein kleiner Junge. Aber als er ein Jahr später zurückkehrte, war ein Mann aus ihm geworden.

Während er weg war, durchlief er einen Wachstumsschub. Dieser musste... seiner Größe fünfzehn oder achtzehn Zentimeter hinzugefügt haben. Ich hatte noch

nie zuvor so eine Veränderung gesehen oder von ihr gehört. Ich erinnere mich daran...«, Charles lacht leise, »...ich erinnere mich daran, dass ich immer nach unten schauen musste, wenn ich mit ihm sprach. Aber als er zurückkehrte, musste ich zum allerersten Mal *aufschauen.*«

Jeremy war also tatsächlich ein Spätentwickler. Das ergibt ebenfalls einen Sinn. Das rückt alles ins rechte Licht.

»Er war schlaksig und groß. Aber, ich glaube, in dem Sommer nach Hause zu kommen, veränderte etwas in ihm. Ich erinnere mich daran, wie er im Taxi ankam. Nur seine Mutter trat heraus, um ihn zu begrüßen. Sie müssen wissen, sie war die einzige, die sich um ihn kümmerte.«

»Ich weiß«, sage ich.

»Aber ich habe seine Ankunft durch das Fenster beobachtet. Sie schnappte nach Luft und lief auf ihn zu, als er aus dem Wagen stieg. Ich konnte kaum glauben, dass er es war. Ich meine, es war das gleiche Gesicht, aber der Junge hatte sich so verändert...«

Ich erinnere mich daran, wie stolz er an diesem Tag das Haus betrat. Die Freiheit, nicht mit der Kritik seines Vaters leben zu müssen... die Freiheit, weg von zu Hause zu sein... müssen in seiner Psyche Wunder vollbracht haben. Er stand aufrecht und stolz und war endlich bereit, er selbst zu sein.

Ich denke«, fügt Charles nach einem Augenblick hinzu, »dass Jeremy eine triumphierende Rückkehr erwartet hatte. Was er allerdings stattdessen bekam, war, nun...«

»Was?«, dränge ich. »Was ist als nächstes passiert?«

Charles schaut mich an. Ich bemerke ein bedeutungsvolles Glitzern in seinen Augen. »Wissen Sie«, vertraut er mir an, »ich habe Ihnen bereits mehr erzählt, als ich beabsichtigt hatte. Wahrscheinlich mehr, als ich sollte. Aber ich habe es noch nie geschafft, der Bitte eines hübschen Mädchens zu widerstehen.«

Ich erröte erneut bei diesem Kompliment. Es klingt so süß, wenn es von ihm kommt. Hinter seinen Worten verbergen sich keine hintergründigen Motive.

»Ich werde dafür in Schwierigkeiten geraten«, seufzt er. »Aber manchmal ist es das wert. Jeremy kam in der Hoffnung nach Hause, sich in den Augen seines Vaters zu rehabilitieren. Das weiß ich«, fügt Charles hinzu, »weil er es mir erzählt hat. Er und ich haben uns sehr viel unterhalten, besonders als er begann, die Zeichensprache zu erlernen. Nach dem Unfall.«

»Der mit seiner Mutter?«, frage ich. »Was ist passiert?«

»Das weiß ich nicht. Es gibt nur noch einen lebenden Menschen, der das tut. Aber selbst wenn ich es wüsste«, Charles bekreuzigt sich, »würde ich nicht davon sprechen. Es ist weise, die Toten ruhen zu lassen.«

Ich rutsche unbehaglich hin und her. »Es tut mir leid. Ich hätte nicht fragen sollen.« Ich beschließe, dass es klug ist, das Thema zu wechseln. »Also, Sie und Jeremy stehen sich nahe?«

»Sein Vater war über unsere Freundschaft nicht glücklich«, sagt Charles. »Aber ja. Der kleine Jeremy hat als Junge sehr viel Zeit in der Küche verbracht. Er lief

immer um meine Füße herum. Und als er mich bat, die Zeichensprache mit ihm zu üben, begannen wir, sogar noch mehr Zeit miteinander zu verbringen. Wissen Sie«, Charles legt ein nachdenkliches Gesicht auf, »wenn ich darüber nachdenke, hatte Jeremy kein einziges Mal Schwierigkeiten mit dem, was ich ihm beigebracht habe. Er hat es alles so verstanden, als wäre es ihm in Fleisch und Blut übergegangen.« Charles klopft sich auf die Lippen. »Ich habe keine Hinweise auf eine Lernschwäche feststellen können.«

»Vielleicht hatte er eine größere Motivation, die Zeichensprache zu erlernen«, sagte ich. »Das war doch zum Vorteil seiner Mutter, oder nicht?«

»Ja«, nickt Charles. »Er war der einzige seiner Brüder, der diese Kunst erlernte.«

Ich hebe erstaunt die Augenbrauen. »Wirklich?«

Charles nickt. »Robert und Christopher haben zu dem Zeitpunkt bereits mit ihrem Vater zusammengearbeitet. Ich vermute, sie hatten keine Zeit dafür.«

»Aber Jeremy hat sich die Zeit genommen«, sage ich.

Trotz allem, was ich über ihn weiß, scheint es, dass seine Familie — oder zumindest ein Mitglied seiner Familie — ihm wichtig war. »Sie haben gesagt, dass seine Rückkehr nicht recht das war, was er erwartet hatte. Warum nicht?«

»Weil sein Vater ihn auch weiterhin auf die gleiche Art und Weise behandelte. Es dauerte nur einige Tage, bevor Jeremys Selbstsicherheit verschwand. Er war nicht mehr stolz, nein. Er begann, mit gesenkten Schultern zu gehen. Er versuchte, klein zu wirken. Er sah so aus... als würde er sich immer noch sehr klein fühlen.

Er wurde ehrerbietig und demütig. Er ähnelte in keiner Weise mehr dem stolzen jungen Mann, der am ersten Tag aus dem Taxi gestiegen war.« Charles atmet wehmütig aus. »Man kann das alles an der Körpersprache erkennen, wissen Sie? Vielleicht kann ich nichts hören, aber die Haltung eines Menschen, die Art, wie er den Blickkontakt herstellt, wie er sich während einer Unterhaltung hinstellt... all das kann ich sehen. Und Jeremys gesamtes Verhalten verwandelte sich während seiner ersten Woche zu Hause in Demut.«

»Und dann?«

»Und dann... dann begann die wahre Veränderung.

Aber ich habe nicht länger das Recht, Ihnen diese Geschichte zu erzählen. Es tut mir leid, Lilly.« Er sieht traurig aus.

»Machen Sie Witze? Sie müssen sich nicht entschuldigen!«, rufe ich aus. Ich sprühe vor Aufregung. »Charles, Sie haben mir so viel gegeben. Ich könnte Sie küssen!«

Er bricht in ein Lächeln aus und zeigt mit blitzenden Augen auf seine Wange. Ich verstehe seine Andeutung und lache, als ich ihm einen dicken Knutscher gebe.

Kapitel Neun

Wir unterhalten uns noch für eine weitere Stunde über dies und das. Dann lasse ich Charles weiterarbeiten. Ich denke, ich habe Rose nach ihrem Ausbruch heute Morgen genügend Zeit gegeben, sich zu beruhigen. Ich möchte mit ihr sprechen und die Dinge mit ihr klären, bevor Jeremy nach Hause kommt.

Aber ich finde sie nirgendwo im Haus. Ich suche oben und unten und gehe sogar so weit, an die Tür von Jeremys Büro zu klopfen — welche natürlich verschlossen ist — und ihren Namen auszurufen. Ich bekomme keine Antwort.

Ich finde Charles genau dort, wo ich ihn verlassen habe, und frage ihn, ob er Rose seit unserer Unterhaltung gesehen hat. Er schüttelt den Kopf.

Ich gehe in eines der Zimmer, die auf das Meer hinaus blicken, und schaue aus dem Fenster. Schwere Wolken verhüllen die Sonne. Das trübe Grau des Morgens lässt es

so aussehen, als würde es jeden Moment anfangen zu regnen.

Ich wandere in den Sonnenraum und bemerke, wie unheimlich leer er sich anfühlt, nun, da all meine alten Möbel entfernt worden sind. Ich suche mir aus meinem Kleiderschrank eine Vliesjacke heraus — nun, es ist eher ein überteufter Regenmantel als ein Vlies. Ich verschwende nicht gern meine Aufmerksamkeit an solche Dinge. Ich werfe ihn über meine Schultern und trete nach draußen.

Als die frische Luft mir ins Gesicht schlägt, ist das Gefühl auf eine Art befreiend, die ich mir niemals hätte vorstellen können. Die Freiheit, hinausgehen zu können, ohne sich Sorgen darüber machen zu müssen, einen elektrischen Schock zu erhalten oder aus Versehen das Halsband auszulösen, indem ich eine unsichtbare Grenze übertrete, ist Gold wert. Wie viele Menschen dort draußen sehen die Möglichkeit, ihr Haus zu verlassen, wann immer sie es möchten, als selbstverständlich an? Nach allem, was ich durchgemacht habe, werde ich das nie wieder tun.

Ich weiß, dass sowohl Rose als auch Charles auf dem Grundstück leben. Also, wenn Rose sich vor mir versteckt, gibt es nur einen Ort, an dem sie sich aufhalten kann: das Gästehaus.

Ich beginne, in dessen Richtung zu gehen. Ich weiß nicht genau, wo es liegt. Da das Anwesen so groß ist, könnte ich es vollkommen verpassen, wenn ich nur um einige Grade in die falsche Richtung ginge. Aber ich bin entschlossen, mein Bestes zu tun. Und außerdem geben mir die Pfade durch die Bäume einen Hinweis.

Ich lasse mir Zeit, indem ich vor mich hinschlendere und die Stille und die Feierlichkeit der großen immergrünen Büsche genieße. Es wird immer noch Stunden dauern, bevor Jeremy zurückkehrt, also habe ich es nicht eilig. Er hat mir nicht ausdrücklich befohlen, auf ihn zu warten. Aber nachdem, was schon einmal passiert ist, als ich ihn verpasst habe, möchte ich es nicht darauf ankommen lassen — Freiheiten oder nicht.

Ich erreiche die Lichtung und halte am Rand der Bäume an. Dies ist der Ort, an dem ich das letzte Mal das

warnende Kribbeln unter meinem Ohr gespürt habe. Das Gästehaus war für mich verboten gewesen. Warum? Und warum habe ich diese Grenze nur entdeckt, indem ich sie fast überschritten hätte? Warum hatte Jeremy mir nichts davon erzählt?

All das trägt zu den Rätseln in meinem Kopf bei. Ich spüre, wie meine Neugier geweckt wird. Ich berühre die glatte, leere Haut an meinem Hals, lächle ein wenig und beginne, auf die Eingangstür zuzugehen.

Auf meinem Weg dorthin schaue ich durch die Fenster und versuche, einen Blick auf das Innere zu erhaschen. Was ich entdecke, ist alles gewöhnlich. Nun, gewöhnlich für jemanden, der an Reichtum und Wohlstand gewöhnt ist. Die Möbel und Gemälde, die ich entdecken kann, sind genauso wertvoll wie die Gegenstände im Haupthaus. Das Gehalt einer einfachen Haushälterin könnte das nicht bezahlen, selbst wenn man das Einkommen von Charles hinzuzählt.

Es sieht so aus, als würde die Arbeit für Jeremy Stonehart auch materielle Vorteile beinhalten.

Ich drücke auf die Türklingel und warte. Ich wiederhole den Vorgang.

Niemand antwortet.

Ich versuche stattdessen zu klopfen. Das Haus könnte leer sein — nach allem, was ich weiß, hätte Rose zum großen Haus zurückgekehrt sein können, während ich durch den Wald gegangen bin — aber ich werde nicht aufgeben, indem ich jetzt davongehe.

»Rose?«, rufe ich aus und halte meine Hände um meinen Mund herum. »Sind Sie dort drinnen?«

Das einzige Geräusch, das mich begrüßt, ist das Rauschen des Windes in den Bäumen.

Ich spüre, wie meine Verärgerung mit Rose wächst. Warum ist die Frau heute Morgen auf diese Weise vor mir weggelaufen? Warum ist sie jetzt so versessen darauf, sich zu verstecken?

Ich presse meinen Finger noch einmal auf die Türklingel, wieder und wieder und wieder. Ich kann das Klingeln innerhalb des Hauses hören. Wenn Rose dort drinnen ist — und ich vermute, dass das der Fall ist —

kann sie nicht behaupten, sie hätte mich nicht gehört. Ganz offensichtlich versteckt sie sich.

Als eine verzweifelte letzte Möglichkeit lege ich eine Hand auf die Klinke und drücke sie herunter.

Zu meiner Überraschung öffnet sich die Tür.

»Was zum...?« Vorsichtig drücke ich gegen die Tür. Sie schwingt nach innen und eröffnet mir Zugang zum Gästehaus.

Ich stehe dort auf der Türschwelle und bin für den Augenblick wie benommen. Ich erinnere mich an Jeremys eigene Regel: *Es ist dir gestattet, durch jede Tür hindurchzutreten, die unverschlossen ist.*

Ganz sicher hat er nur an die Türen im Haupthaus gedacht, als er mich von dieser Regel unterrichtet hat.

Ich zögere. Nun hineinzugehen wäre unbefugtes Betreten. Ich würde Roses und Charles Privatsphäre verletzen.

Die Ironie dieses Gedankens lässt mich plötzlich und säuerlich auflachen. *Ich* mache mir Sorgen darüber, die Privatsphäre von jemand anderem zu verletzen, nach

allem, was mir angetan wurde? Nach allem, dessen ich Rose neuerdings verdächtige?

Vielleicht finde ich sie nicht hier drinnen. Aber ich weiß, dass ich nicht in der Lage sein werde aufzuhören, an dieses Haus zu denken, wenn ich jetzt gehe, ohne es erforscht zu haben.

»Es tut mir leid, Charles«, murmele ich in mich hinein und trete ein.

Die Inneneinrichtung spiegelt Jeremys Haus auf einem etwas kleineren Maßstab wider. Die Decke ist nicht ganz so hoch, und die Wände sind nicht ganz so weit voneinander entfernt. Aber ansonsten ist es mehr oder weniger identisch.

»Rose?«, rufe ich noch einmal aus. Meine Stimme hallt in dem leeren Flur wider. »Rose, Sie habe die Eingangstür offen gelassen. Ich weiß nicht, ob Sie hier drinnen sind oder nicht, aber ich komme jetzt hinein!«

Ich warte auf eine Antwort und zähle langsam bis fünf. Als ich keine bekomme, fahre ich fort.

Ich gehe durch das Wohnzimmer. Alles ist sauber und

ordentlich. Nirgendwo steht irgendwelches unnützes Zeug herum. Es erinnert mich sehr an die Art, wie Charles die Küche organisiert hat.

Im Vergleich zu der Sterilität von Jeremys Haus finde ich hier jedoch Anzeichen, die auf Bewohner hinweisen. Einige zusammengefaltete Decken neben dem Sofa. Eine Zeitung, die auf dem Kaffeetisch zusammengefaltet liegt. Ein Empfangsgerät für Satellitenfernsehen in einem Schrank unter dem Fernseher, an dem eine winzige LED Lampe aufleuchtet und eine Aufnahme kennzeichnet.

Das Gästehaus fühlt sich... ziemlich gewöhnlich an. Als ich durch die Küche hindurchgehe und darauf achte, dass ich nicht anfasse, kann ich nicht anders, als ein wenig enttäuscht zu sein.

Ich weiß nicht, was ich erwartet habe. Rose und Charles scheinen ein normales Leben zu führen — wenn ihr Zuhause irgendeinen Hinweis darauf gibt.

Ich erreiche die Treppe. Ich lege eine Hand auf die Brüstung und halte inne, bevor ich hinaufsteige. »Rose?«, rufe ich. »Letzte Chance. Wenn Sie dort oben sind, sagen

Sie es mir am besten jetzt.«

Wie erwartet werde ich von Stille begrüßt.

»Das funktioniert so nicht«, murmele ich und beginne, die Treppe hinaufzusteigen.

Es ist ein wenig ärgerlich, dass mir im Haus nichts begegnet ist, das erklären würde, warum es sich außerhalb meiner zuvor festgelegten Grenze befunden hat. Vielleicht liegt die Erklärung einfach darin, dass Jeremy nicht wollte, dass ich Rose und Charles außerhalb ihrer professionellen Rollen zufällig antreffe. Vielleicht hatte er die Grenze dort festgelegt, um mich noch isolierter zu lassen.

Vielleicht. Doch wie ich Jeremy kenne, weiß ich, dass die Dinge niemals so sind, wie sie scheinen. Ich merke, wie ein beunruhigendes Muster entsteht: Das blinde Erforschen eines Hauses hat mir noch nie irgendetwas Interessantes oder Nützliches eingebracht.

Vielleicht erwarte ich zu viel. Es ist ja nicht so, als wäre ich ein kriminaltechnischer Experte oder etwas Ähnliches.

Ich gebe ein Lachen von mir. Nein! Das bin ich definitiv nicht. Ich bin noch nicht einmal eine Universitätsabsolventin, verdammt noch mal!

Mist. Der Gedanke an die Universität entzündet eine unerwartete Sehnsucht in mir. Ich setze mich mitten auf der Treppe hin.

Das Heimweh nach Yale trifft mich schwer. Ich vermisste das College. Ich vermisste meine Vorlesungen. Verdammt, ich vermisste sogar den Winter in New Haven.

Ich vermisste die intellektuell anregenden Diskussionen mit meinen Kommilitonen und Professoren. Ich vermisste — und als ich noch dort war, hätte ich nicht gedacht, dass ich das jemals sagen würde — wirkliche, geistige Arbeit. Arbeit, die meinen Verstand bis an die Grenzen fordert. Arbeit, die mich zum Nachdenken anregt und mich Problemen aus allen möglichen Themenbereichen gegenüberstellt.

Die einzige mentale Stimulation, die ich hier bisher gehabt habe, kam von den Büchern in Jeremys Bibliothek. Und die meisten von ihnen sind erfundene Geschichten.

Diejenigen, die das nicht sind, sind Klassiker, die ich bereits gelesen habe.

Ich möchte nicht einfach nur lesen. Ich möchte nicht einfach nur konsumieren. Ich möchte erschaffen.

In dieser Beziehung mit Jeremy Stonehart festzusitzen... ihn zu bekämpfen und ihm gleichzeitig zu widerstehen... meine Rache zu schmieden und meine Gefühle für den Mann trotzdem siegen zu lassen... mich an ihn zu verlieren und die Höhen, die er mir verschafft, zu erfahren, und die Tiefen zu überleben... all das ist eine Herausforderung. All das definiert mein Leben. Aber ich brauche etwas anderes.

Ich brauche ein Ventil. Kein Hobby! Ich möchte nicht mit Zeichnen oder Scrapbooking oder so etwas Langweiligem beginnen. Diese Dinge sind dafür gedacht, sich zu entspannen. Ich brauche etwas Anregendes. Etwas, das mich zum Nachdenken bringt. Etwas, das meine Gedanken für eine Weile von Jeremy Stonehart ablenkt.

Ich weiß, dass ich noch für sehr lange Zeit an ihn gebunden sein werde. Er muss für das, was er mir angetan

hat, bezahlen; und für das, was er meinem Vater angetan hat. All diese unbeantworteten Fragen in meinem Hinterkopf — wobei die vorherrschende und zermürbendste von allen die Frage ist, bei der ich beginne zu glauben, dass ich niemals eine Antwort darauf erhalten werde, »Warum ich?« — verschwinden nicht so einfach. Aber ohne neue Informationen ständig über sie nachzubrüten ist aussichtslos. Das ist verrückt. Ich würde mich nur im Kreis bewegen.

Ich beiße mir auf die Lippen und ärgere mich immer mehr über mich selbst. Das Treffen mit Fey — verdammt, ich hätte es anders angehen sollen. Ich hätte mich mit ihr über Yale und ihre Vorlesungen und all die Dinge, die ich vermisste, unterhalten sollen. Selbst in Jeremys Anwesenheit wären das sichere Themen gewesen.

»Mein Gott! Ich bin so dumm, dumm, dumm!«, rufe ich aus und springe auf meine Füße. Wie viele Gelegenheiten habe ich bereits verpasste? Wie viele —

»Lilly?« Eine weibliche Stimme ertönt über mir.
»Was in Gottes Namen tun Sie hier?«

Ich schaue nach oben und sehe, wie Rose in einem weißen Bademantel über das Geländer blickt. Sie hat ein Handtuch um ihr Haar gewickelt. Ihre Haut glitzert mit der Feuchtigkeit der Dusche.

»Ich suche nach Ihnen«, sage ich und habe alles andere vergessen. Ich beginne, die Treppe hinaufzugehen.
»Rose, wir müssen uns unterhalten.«

Sie weicht zurück und sieht fast wie ein in die Ecke gedrängtes Tier aus. »Was tun Sie in meinem Haus?«, will sie wissen. »Verschwinden Sie, Lilly! Verschwinden Sie!«

Ich halte an. »Rose«, sage ich ruhig. »Ich möchte mich nur unterhalten. Es gibt nichts —«

»VERSCHWINDEN SIE!«, schreit sie. »RAUS! RAUS! RAUS!«

»Rose, ich —«

»RAUS!« Sie nimmt eine Porzellanvasse in die Hand und führt sie hinter ihren Kopf. »VERSCHWINDEN SIE AUS MEINEM HAUS, LILLY! JETZT!«

Als ich mich nicht umgehend von der Stelle bewege, sehe ich, wie die Vase durch die Luft auf mich zufliegt. Ich

ducke mich gerade noch rechtzeitig, um es zu vermeiden, getroffen zu werden. Sie zerschmettert mit einem unglaublichen Lärm an der Wand.

»RAUS! RAUS! RAUS!«, schreit Rose.

Ich brauche keine weitere Motivation. Bevor sie irgendetwas anderes ergreifen kann, laufe ich die Treppe hinunter und aus der Eingangstür hinaus.

Kapitel Zehn

Angespannte Stunden vergehen im Haus. Ich bin voller nervöser Energie. Ich kann nicht stillsitzen.

Roses Reaktion hat mich total verängstigt. Ich wollte mich nur mit ihr *unterhalten*.

Sie hat so getan, als wäre ich mit der Absicht, sie auszurauben in ihr Haus eingebrochen.

Ich warte darauf, dass sie auftaucht, um sich zu entschuldigen oder mir vielleicht zu erklären, was zum Teufel hier vor sich geht. Aber ich weiß, dass meine Hoffnung umsonst ist. Charles ist hier. Allerdings möchte ich ihn damit nicht belästigen. Trotz allem, was er mir erzählt hat, weiß ich nicht, ob seine Loyalität eher bei Jeremy oder bei Rose liegt.

Jeremy ist der Mensch, mit dem ich sprechen muss. Er ist der Herr dieses Hauses. Er ist der Einzige, der mir erklären kann, was hier vor sich geht.

Ich hoffe nur, dass er das auch *tut*.

Als ich höre, wie die Limousine die Auffahrt hinauffährt, eile ich zur Haustür. Jeremy tritt heraus, wie immer tadellos gekleidet. Es ist das Bild eines Mannes, der die volle Kontrolle hat.

Sein Blick fällt kurz auf mich. Er lehnt sich zurück ins Auto, sagt etwas zu seinem Fahrer und geht dann die Stufen hinauf.

»Jeremy«, sage ich. »Ich bin so froh, dich zu sehen. Während du weg warst —«

»Ich weiß, was passiert ist«, sagt er. »Und ich bin sehr enttäuscht von dir, Lilly.«

Er tritt um mich herum und sagt nichts weiter. Ungläublich starre ich auf seinen Rücken. Er *weiß*, was passiert ist, und alles, was er sagen kann, ist, dass er enttäuscht ist?

Ich laufe ihm nach, um ihn einzuholen. »Wenn du weißt, was passiert ist, dann kannst du mir erklären...«

»Ich werde dir *überhaupt nichts* erklären«, faucht er. »Ich erwarte von dir, dass du die Feindseligkeiten mit

Rose morgen beseitigst. Ich werde keine Unruhe in meinem Haus dulden. Rose hat sich geweigert, heute Abend hierher zu kommen, weil du hier bist, und ich *brauche* sie hier, Lilly. Morgen um diese Zeit wirst du die Dinge mit ihr geklärt haben. Verstehst du mich?«

»Ja. Aber ich sehe nicht, warum —«

»*Verstehst* du mich, Lilly?« Er bleibt stehen und schaut mich durchdringlich an. »Ich hasse es, mich zu wiederholen. Ich gebe dir nicht sehr viele Pflichten. Dies ist etwas, von dem ich hoffe, dass du es erfüllen kannst. Du wirst mich innerhalb weniger Tage nicht zweimal enttäuschen wollen. Hörst du mich?«

Unterwürfig senke ich meinen Kopf unterwürfig. »Ja, Jeremy.«

»Gut.« Er dreht sich weg. »Ich werde für den Rest des Abends in meinem Büro sein. Ich wünsche keine Unterbrechungen. Wenn ich dich brauche, werde ich dich rufen. Ich erwarte von dir, dass du mir dann zur Verfügung stehst.«

Frust und Unruhe steigen in mir auf, als ich auf diese

Weise weggeschickt werde. Aber ich schlucke diese Gefühle hinunter. »Okay, Jeremy.«

Er nickt mir zu, während er sich geistig schon auf etwas anderes konzentriert. »Braves Mädchen«, sagt er.

Ich verbringe den Rest des Abends in der Bibliothek, gleich neben Jeremys Büro, damit ich mich in seiner Nähe aufhalte.

Seine Tür ist nur leicht angelehnt. Ich kann seine Stimme im Flur hören. Seitdem er dort hineingegangen ist, bekomme ich nur einen ununterbrochenen Schwall von Telefonanrufen und Besprechungen mit. Wie es sich anhört, und wenn ich den zornigen Unterton in Jeremys Stimme bedenke, steht es mit den Dingen in der Firma nicht zum Besten.

Ich schnappe einige wichtige Kleinigkeiten auf, von denen ich mir sicher bin, dass er möchte, dass ich sie höre. Der Vorstand ist immer noch genauso dagegen, das

Unternehmen an die Börse zu bringen, wie er es an dem Tag war, an dem ich ihn kurz getroffen habe. Aber dieses sind interne Schwierigkeiten. Nach außen hin zeigt Stonehart Industries ein geschlossenes Bild.

Natürlich besitzt Jeremy die Mehrheit der Kontrolle, daher existiert der Vorstand mehr oder weniger nur als ein beratender Ausschuss. Sobald das Unternehmen an die Börse geht, wird sich das jedoch ändern. Die Direktoren werden den Aktionären gegenüber Rechenschaft ablegen müssen. Jeremys Macht wird nicht mehr so absolut sein.

Das vielleicht Wichtigste, das ich herausfinden kann, ist, dass sich innerhalb des Unternehmens Interessengruppen bilden. Einige haben die Absicht, ihre Ressourcen zusammenzuwerfen, um kurz nach dem Börsengang zu versuchen, die Aktien zurückzukaufen.

Natürlich ist Jeremy das bekannt. Ich bezweifle, dass irgendetwas auf den oberen Ebenen von Stonehart Industries ohne sein Wissen geschieht. Aber die internen politischen Aktivitäten lenken Jeremys Aufmerksamkeit von wichtigeren Dingen ab, zum Beispiel, wie er

Stonehart Industries am besten positionieren kann, um den Aktienkurs vor der Börseneinführung zu maximieren.

Als seine Stimme auch weiterhin vom Ende des Flures her dröhnt, merke ich, dass ich dem Buch, das ich lese, immer weniger Aufmerksamkeit schenke und mich stattdessen mehr für die Dinge interessiere, die er sagt. Wie zuvor höre ich nur eine Seite der Unterhaltungen. Aber ich habe fast das Gefühl, als würden einige der Dinge, die Jeremy sagt... oder vielmehr die *Art und Weise*, wie er sie sagt — nämlich Schritt für Schritt die Methode hinter seiner Denkweise zu erklären — eher zu *meinen* Vorteil erwähnt. Sodass *ich* verstehen kann, was vor sich geht. Er muss sie demjenigen, der sich am anderen Ende der Leitung befindet, ganz bestimmt nicht in solchen Einzelheiten erläutern.

Und da ist noch mehr. Nun da die Neuigkeit über den anstehenden Börsengang veröffentlicht wurde, sieht Stonehart Industries sich allen möglichen Arten von Untersuchungen und Druck von außen gegenüber. Zeitungen und andere Medien verurteilen das Unternehmen für seine geheimen Operationen und versuchen ihr Bestes,

schmutzige Details auszugraben. Selbst kleinste Hinweise auf die Verletzung von Vorschriften oder — wie der Reporter, der uns vor dem Eingang zur Gala überrascht hat — Verstöße gegen Menschenrechte werden absichtlich übertrieben.

Ich frage mich, warum Jeremy mich all diese Kleinigkeiten hören lässt. Offensichtlich ist es ihm bewusst, dass seine Tür geöffnet ist. Bisher hatte ich den Eindruck, dass es eine klare Grenze zwischen seiner professionellen Rolle und seinem... *Privatleben* gab.

Über die internen Abläufe in seiner Firma hat er bisher immer geschwiegen.

Vielleicht ist dies eine weitere Erscheinungsform des Vertrauens, von dem er begonnen hat zu sprechen?

»Lilly!«

Ich schaue auf und bin überrascht, meinen Namen zu hören.

»Lilly, komm her!«

Ich stehe schnell auf und laufe den Flur hinunter. Ich halte am Eingang zu seinem Büro an.

»Ja?«, frage ich.

Jeremy sitzt hinter seinem riesigen Schreibtisch. Er hat seine Krawatte und die oberen Knöpfe seines Hemdes gelockert. Die Ärmel sind nach oben gerollt, sodass seine kräftigen, gebräunten Unterarme sichtbar sind.

»Ich möchte, dass du Fey anrufst«, sagt er.

Ich blinze und schaue dann auf die Uhr. Das hatte ich nicht erwartet, als ich meinen Namen gehört habe.

»Es ist fast Mitternacht«, sage ich. »An der Ostküste wird es gleich drei Uhr morgens sein. Es ist zu spät.«

»Die Zeitunterschiede sind mir bekannt«, sagt er und schaut mich mürrisch an. »Was du nicht beachtet hast, ist, dass das Semester noch nicht begonnen hat. Fey befindet sich zusammen mit Robin in dem Haus seiner Eltern in Oregon.«

Ich schaue ihn misstrauisch an. »Woher weißt du das?«

»Ich tue es einfach«, faucht er. »Verdammt, Lilly! Hinterfrage mich nicht. Von solchen Dingen hatte ich heute schon genug. Überall zweifeln die Menschen meine

Entscheidungen an und fordern meine Autorität heraus...« Er gibt ein tiefes, verärgertes Knurren von sich. »Ich schwöre zu Gott, wenn die Aussichten eines Börsenganges nicht so attraktiv wären, hätte ich niemals damit begonnen. Ich habe mich noch nie mit so viel Unruhe abgeben müssen.«

»Warum tust du es dann?«, frage ich leise.

Er lacht. »Geld, Lilly«, sagt er. »Es geht immer ums Geld. Weißt du es nicht? Geld verleiht Macht, und Macht gibt dir Einfluss.«

Ich schaue ihn an. Dieses muss eine Verkörperung der Entschlossenheit sein, die ihn hierher gebracht hat.

»*Wie viel mehr Geld brauchst du noch?*«, frage ich.

»Immer noch mehr«, sagt er. »Es spielt keine Rolle, wie viel ich *habe*. Ich habe bereits vor langer Zeit das Bedürfnis hinter mir gelassen, es für materielle Dinge zu verwenden. Aber Geld ist eine Maßeinheit für Fortschritt. Für Erfolg. Wenn du dich nicht vorwärtsbewegst, stehst du still, und der Rest der Welt zieht an dir vorbei. So etwas wie genug gibt es nicht. Geld gibt einem Mann Antrieb. Es

gibt ihm einen Sinn.« Er hält inne und stöhnt. »Aber genug von mir. Ruf Fey an!«

»Okay«, sage ich.

Er muss die Skepsis in meiner Stimme hören, denn er fügt hinzu: »Der Grund, warum ich möchte, dass du es jetzt tust, Lilly, ist, dass ich für den Rest dieser Woche keine Zeit mehr dafür haben werde. Wie ich dir schon einmal erklärt habe, muss der Schein gewahrt werden. Es ist wichtig, dass sie von dir hört.«

»Sie könnte denken, es sei merkwürdig, dass ich sie so spät anrufe«, sage ich. »Was soll ich zu ihr sagen?«

»Oh, Jesus! Verdammt, ich weiß es nicht. Sag ihr, du konntest nicht schlafen und wolltest dich mit ihr unterhalten.« Er macht eine gedankenlose »nun mach schon« Bewegung mit einer Hand. »Ich mache mir nichts aus normalem Klatsch. Aber wie ich gehört habe, ist es für die meisten Frauen eine Kunstfertigkeit.«

»Falls du es noch nicht bemerkt haben solltest, ich bin nicht wie ›die meisten Frauen‹«, sage ich und ärgere mich über diese Verallgemeinerung.

»Du wirst schon klarkommen.«

Ich atme aus. »Nun gut. Möchtest du mir noch etwas anderes mitteilen?«

»Es gelten die gleichen Regeln wie zuvor. Du rufst sie nur an, um dich zu melden. Um hallo zu sagen. Würdest *du* es nicht für merkwürdig halten, wenn nach dem Versprechen, das du ihr gegeben hast, den Kontakt aufrecht zu erhalten, von deiner Seite aus Funkstille herrschen würde?« Er lehnt sich in seinem Sitz zurück. »Nach dem Tag, den ich hatte, brauche ich eine Pause, und dies ist meine Gelegenheit. Ich werde die ganze Nacht aufbleiben, um zu arbeiten, und muss um sieben Uhr morgen früh für eine Besprechung mit dem Vorstand zurück in der Firma sein. Also mach nur! Lenk mich ab!«

»Ich fühle mich wie ein tanzender Affe«, murmele ich in mich hinein.

»Was?«

»Nichts. Ich muss mein Handy holen. Es ist oben in deinem Zimmer.«

»In *unserem* Zimmer, Lilly«, korrigiert er mich.

»Vergiss das nicht!« Sein Blick wandert zur Tür. »Beeil dich!«

Einige Minuten später kehre ich zurück und halte das schlanke, neue Handy in meinen Händen. »Also, wie soll das jetzt ablaufen?«, frage ich. »Stelle ich einfach nur den Lautsprecher an oder —«

»Nein«, unterbricht Jeremy mich. »Ich habe dir erklärt, wie es funktioniert. Dein Anruf wird durch mein Handy geleitet. Ich werde ihm zustimmen und dann hiermit zuhören.« Er klopft auf den Bügel an der Seite seines Kopfes. »Und denk daran, Lilly...«, er senkt seine Stimme, »wenn es mir nicht gefällt, was ich höre... nun, ich glaube nicht, dass du noch eine weitere Warnung benötigst. Halsband oder nicht, du befindest dich immer noch unter meiner **Kontrolle**. Sorge dafür, dass du mir keinen Grund gibst, dir deine Freiheiten wieder zu entziehen.«

»Das werde ich nicht«, verspreche ich. Wie immer macht mich die Erwähnung des Halsbandes nervös. Ich schaue auf das Telefon in meiner Handfläche und fühle

mich ein wenig wie ein Seiltänzer zwischen zwei Pfosten. Umzukehren oder weiterzugehen bedeutet, den gleichen Abstand zurücklegen zu müssen. Der einzige Unterschied ist: Ich weiß, was sich hinter mir befindet. Ich weiß allerdings nicht, was ich auf der anderen Seite zu erwarten habe.

Ich schaue auf das Ledersofa. »Darf ich mich setzen?«

Jeremy streckt seine Hand aus. »Aber natürlich.«

Ich setze mich hin und atme tief ein. Wollte ich nicht noch heute Morgen wieder mit Fey sprechen? Das wollte ich. Aber ich wollte es... nach meinen eigenen Regeln tun. Und Jeremy erwartet sinnloses Geplapper, wobei die Dinge, über die ich sprechen wollte, außer Frage sind.

Ich kann spüren, wie Jeremys Blick sich in mich hineinbohrt und er jede meiner Bewegungen beobachtet. Eine gewisse Besitzgier geht von ihm aus. Sie ist auf mich gerichtet.

Ich hasse es, auf diese Weise beäugt zu werden, aber ich muss damit leben. Ich kann die Dinge nicht ändern.

Ich drücke auf Feys Nummer, richte einen kurzen

Blick auf Jeremy und halte das Telefon an mein Ohr.

Sein Handy klingelt. Er drückt auf den Bildschirm, und ich kann hören, wie der Wählton beginnt.

Lass den Anrufbeantworter antworten, bete ich in meinem Kopf. Bitte, lass den Anrufbeantworter antworten.

Aber ich habe kein Glück. Fey antwortet beim zweiten Klingeln.

»Hallo?«, sagt sie. »Wer ist da?«

»Hi, Fey. Hier ist Lilly.«

»Lilly!«, ruft sie aus. »Oh mein Gott! Es tut mir so leid. Ich habe deine Nummer nicht erkannt. Ich dachte, du wärst einer von diesen lästigen Telefonverkäufern, die am Abend anrufen. Dein Telefon zeigt die Vorwahl von Venezuela. Wusstest du das?«

Ich lache. Feys gute Laune ist ansteckend. »Nein«, sage ich. »Ich habe es erst vor wenigen Tagen bekommen. Erinnerst du dich?«

»Oh, stimmt. Ein Geschenk von deinem gutaussehenden Liebhaber. Also erzähl mir, wie geht es

dir in deinem Paradies?«

Ich schaue Jeremy an. Sein Ausdruck ist so teilnahmslos, wie ich ihn noch nie gesehen habe.

»Alles ist... großartig«, lüge ich und lehne mich zurück. »Etwas kompliziert«, ich werfe einen Blick zu Jeremy, »aber ansonsten großartig.«

»Nun, das ist gut zu hören«, sagt sie. Sie senkt ihre Stimme zu einem verschwörerischen Tonfall. »Okay, nun da wir nicht — du weißt schon — mit meiner Mutter zusammen sind, muss ich dich fragen...«, sie kichert, »... wie ist der Sex? Ich habe mich immer gewundert, wie es wäre, mit einem älteren Mann zusammen zu sein. Er muss so erfahren sein. Ich war Robins Erste, weißt du.«

»Was? Nein, das hast du mir nie erzählt.«

»Ja.« Sie seufzt. »Ich liebe ihn. Aber manchmal wünschte ich mir, er wäre — nun, ich weiß nicht — ein wenig *durchsetzungsfähiger*. Aber Mr. Stonehart? Dein Mann? Wow! Man kann merken, dass er voller sexueller Energie ist, wenn man ihn nur anschaut.«

Ich bin mir schmerzlich bewusst, dass Jeremy jedes

einzelne unserer Worte hört. Und trotzdem bleibt sein Ausdruck leer. Ob die Kommentare ihn zufriedenstellen oder belustigen, kann ich nicht erkennen.

»Er interessiert sich doch bestimmt ein bisschen für dieses perverse Zeug«, fährt Fey fort. »Sadomaso? Ich wette, er übernimmt im Schlafzimmer die volle Kontrolle.«

Wenn ich einen Drink gehabt hätte, hätte ich mich daran verschluckt. »Woher weißt du das?«, frage ich leise.

Sie seufzt sehnstüchtig. »An der... an der Art, wie er mich angeschaut hat. Da war etwas Rohes in seinem Blick, weißt du? Ach, natürlich weißt du das! Aber noch viel mehr, Lilly, war es die Art, wie er *dich* angeschaut hat.«

Ich kann Jeremys ununterbrochenes ausdrucksloses Starren nicht länger ertragen. Er muss auf diesen Kommentar *irgendwie* reagieren! Aber er setzt sein bestes Pokerface auf. Er lässt sich nicht durchschauen.

Ich drehe mich von ihm weg und schirme mich mit meinem Körper von ihm ab. »Was für eine Art meinst du?«, frage ich fast flüsternd.

»Wie, nun, es war ein bisschen wie die Art, in der Robin mich manchmal anschaut, wenn er glaubt, dass ich nicht aufpasse. Aber es war intensiver. So viel leidenschaftlicher. Alles an Jeremy fühlte sich wie ein Kunstwerk an. Die Art, wie er sich gab. Seine Bewegungen waren langsam und bedacht. Er machte keine überflüssigen Bewegungen. Alles war so kontrolliert. Es war so, als würde er sich für ein wahres Wunder halten, welches betrachtet werden muss. Diese Art von Äußerem ist... verdammt! Sie ist sexy. Das muss der Grund dafür gewesen sein, warum du dich von ihm angezogen gefühlt hast, oder nicht? Nun, abgesehen von der Tatsache, dass er eine aberwitzige Menge an Geld besitzt.«

»Glaub mir«, sage ich kraftlos, »sein Reichtum hat mit der Situation nichts zu tun.«

»Okay«, sagt Fey sarkastisch. »Was auch immer du sagst, Püppchen.«

»Püppchen? Seit wann nennst du irgendjemanden ›Püppchen‹?«

Sie lacht. »Während Robin weg war habe ich mich

auf einen Trip in die Welt klassischer Filme begeben. Ich habe mich allein gelangweilt. Zu Beginn des Jahrhunderts nannten alle einander ›Püppchen‹.«

»Ha!«, sage ich und bin froh, dass wir das gefährliche Thema Jeremy Stonehart hinter uns gelassen haben. »Also, du bist jetzt oben in Oregon, oder? Wie geht es Robin?«

»Woher wusstest du, dass ich in Oregon bin?«, fragt sie überrascht. »Dies war eine spontane Entscheidung.«

Mist! Ich drehe mich blitzartig zu Jeremy zurück. Seine Augen haben sich verdunkelt. Die Ansätze eines finsternen Blickes beginnen, sich auf seinem Gesicht zu formen.

»Ach, ich habe nur geraten«, sage ich schnell und suche verzweifelt nach einer überzeugenden Erklärung. »Du hättest meinen Anruf nicht so schnell beantwortet, wenn du geschlafen hättest.«

Ich zucke zusammen, als ich höre, wie hohl meine Worte klingen. Ich bin noch nie ein guter Lügner gewesen. Täuschung der Art, wie ich sie mit Jeremy beabsichtigte, ist eine Sache. Aber mir so wie jetzt spontan Lügen für

eine Freundin auszudenken? Niemals.

»Das stimmt. Ich bin nur für einige Tage hier«, sagt Fey fröhlich. Erleichtert atme ich aus. Sie stolpert in keiner Weise über die Einzelheiten. »Morgen kommt Robin aus Südafrika zurück. Wir werden den Rest der Ferien mit seinen Eltern verbringen und dann zusammen zurück nach Yale fliegen.«

»Nur noch ein weiteres Semester, hä?«, sage ich. Ich werfe einen kurzen Blick zu Jeremy. Er scheint sich entspannt zu haben. Ein wenig. »Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie das ist.«

»Ja, es ist ein bisschen traurig«, sagt sie. »Weißt du, ich habe dich hier vermisst. Ich dachte, wir würden alle zusammen unseren Abschluss machen. Du, ich, Sonja, Robin, alle in unseren Abschlusskostümen...« Sie gibt ein unbehagliches Lachen von sich. »Nenn mich dumm. Aber ich habe mich wirklich darauf gefreut, Bilder von uns zusammen von diesem Tag zu haben. Bilder, die ich mir in zwanzig Jahren anschauen kann, weißt du? Aber nun, da du bereits arbeitest, wird es einfach nicht das Gleiche

sein. Die Bilder werden sich ohne dich... nun, *leer* anfühlen.«

Ihre Worte ergreifen mein Herz. Die normale, fröhliche Fey ist verschwunden. Eigentlich hört sie sich so an, als würde sie gleich anfangen zu weinen.

»Hey, hey! Es ist okay«, sage ich leise. »Du hast immer noch die Hochzeit, auf die du dich freuen kannst. Erinnerst du dich?« Ich drehe mich um und schaue Jeremy direkt in die Augen. »Jeremy und ich haben gesagt, dass wir dort sein werden. Dann werden wir Bilder machen.«

Jeremy nickt zustimmend. Ich sinke erleichtert in mir zusammen.

»Ja«, sagt Fey. »Ja, das klingt gut.«

»Und außerdem ist eine Hochzeit bei weitem wichtiger als ein Abschluss«, sage ich. »Zumindest hat es sich für mich immer so angefühlt. So ziemlich jeder, der in Yale studiert, macht seinen Abschluss. Die Uni muss dafür sorgen, dass die Einschreibungsrate hoch ist. Du weißt das. Selbst die Sportskanonen erlangen am Ende irgendwie ein Diplom.«

Fey lacht. »Du hast wahrscheinlich Recht.«

»Aber wie viele Menschen können sagen, dass sie jemanden gefunden haben, mit dem sie den Rest ihres Lebens verbringen wollen?«, fahre ich fort. »Du und Robin, ihr habt etwas Besonderes, Fey, nach allem, was ich gesehen habe. Ich erinnere mich an euch beide, wenn ihr zusammen wart. Ich kann mir keine bessere Übereinstimmung vorstellen.«

»Danke Lilly.« Sie gibt ein weiteres schnelles Lachen von sich. »Das bedeutet mir sehr viel, da es von dir kommt. Weißt du, Lilly, ich glaube nicht, dass ich dir das jemals gesagt habe. Du bist wahrscheinlich der einzige Mensch auf der Welt, dessen Meinung mir wirklich und wahrhaftig etwas bedeutet.«

Ich bin sehr überrascht. »Was? Wirklich? Warum?«

»Nun, einfach wegen allem an dir. Alles, was du erreicht hast. Wo du hergekommen bist und wie weit du es gebracht hast. Wie viele Studenten bekommen ein Angebot für eine Vollzeiteinstellung von einer angesehenen Firma *bevor* sie ihren Abschluss machen? Du musst im letzten

Sommer wirklich eine ausgezeichnete Arbeit für sie geleistet haben. Und den Barker-Preis für einen Aufsatz zu gewinnen, den du an einem Abend geschrieben und dann weggeworfen hast?« Sie seufzt vor Neid. »Weißt du, wie viele Leute dafür töten würden, in der Lage zu sein, so etwas zu tun? Ich weiß nicht, ob du es siehst, Lilly, aber du bist... du bist einfach verdammt brillant. Ich meine, ich weiß, dass du offensichtlich hart arbeitest. Aber du lässt alles, was du tust, so... mühelos aussehen.«

Sie atmet tief ein. »Ich glaube, was ich versuche zu sagen ist, dass, nun... ich habe dich immer bewundert. Deine Hingabe, deinen Schwung. Es klingt wahrscheinlich dumm. Aber seit dem Tag, an dem wir uns getroffen haben, versuche ich, so zu sein wie du. Und, nun...«

Sie verstummt für einen langen Augenblick. Ich schaue Jeremy an und habe Angst, dass er das Gespräch beendet haben könnte — aber dann höre ich Feys Stimme erneut.

»...nun, was ich wirklich sagen möchte, Lilly, ist, dass ich... dass ich dich vermisste. Und dass ich...

verdamm, ich liebe dich, Mädchen. Ich hoffe nur, dass du mich nicht vollkommen vergessen wirst, während du dein neues Leben lebst.«

Jeremy macht eine einzige schneidende Bewegung über seinen Hals. Ich weiß genau, was sie bedeutet.

»Fey, hör zu! Ich muss auflegen«, sage ich schnell. Ich versuche, meine eigene Stimme ruhig zu halten, bin aber nicht sehr erfolgreich. Ihre Worte ergreifen meine Seele. Ich habe bisher nicht gewusst, dass sie so eine hohe Meinung von mir hat. Ich... ich kann damit im Moment nicht umgehen, nicht mit Jeremy im Zimmer, nicht, während er mich beobachtet und zuhört. »Ich werde dich bald wieder anrufen. Okay? Grüß Robin von —«

Ich höre ein Klicken und dann das Freizeichen. Dieses Mal hat Jeremy den Anruf tatsächlich beendet.

Ich schaue ihn an. Ich versuche nicht einmal, die Feuchtigkeit in meinen Augen zu verbergen.

»Deine Freundin respektiert dich«, sagt er kühl. »Es scheint, als wäre ich nicht der einzige, der dich so verlockend findet. Aber Lilly? Du hast dir während dieses

Anrufes eine Freiheit zu viel genommen.«

Ich tupfe mir die Augen. Ich will mich damit jetzt nicht abgeben. Wenn ich mir den Tag anschaue, den ich hatte, und all die Emotionen, die nach Feys Geständnis in mir zum Leben erweckt wurden, möchte ich mich nur noch unter der Decke verkriechen und ihn hinter mich bringen.

»Du hast gesagt, dass wir zur Hochzeit kommen würden«, fährt er fort, »was für den Augenblick eine begründete Annahme ist. Aber, du und ich, wir wissen, dass die Dinge sich ändern können. Egal. Das war akzeptabel. Was nicht akzeptabel war, war die Fahrlässigkeit, mit der du Informationen preisgegeben hast, die ich *nur* dir anvertraut habe. Im Besonderen in Bezug auf Feys momentanen Aufenthaltsort. Deine Erklärung für dein Wissen, wo sie sich im Moment befindet, war lächerlich. Du hattest Glück, dass sie nicht weiter darüber nachgedacht hat. Allerdings könnte es für dich in Zukunft auch *Pech* bedeuten, Lilly. Denn wenn du noch einmal so eine Schlammerei an den Tag legst, werde ich strengere Grenzen festlegen müssen, was deinen Kontakt mit Fey betrifft.«

»Oh, verdammt noch mal, verschone mich damit!« Ich springe auf meine Füße, verärgert, frustriert und stinkwütend, alles auf einmal. »Ich habe *nichts* gesagt, um dich zu verraten. Ich behalte alle deine Geheimnisse für mich, Jeremy. Alles, was du mir angetan hast? Ist hier verborgen. Genau hier.« Ich klopfe mir auf die Brust. »Und weißt du was? Das werde ich auch weiterhin tun! Also, komm mir nicht mit so einem Mist über ›strengere Grenzen‹. Nicht wenn du *weißt*, dass ich dich nicht verraten habe — und das auch nicht tun werde.«

Ich wirble herum und stolziere aus seinem Büro. Dann, aus einer Laune heraus, drehe ich mich auf der Türschwelle um. Ich schaue ihn an.

»Und *wage* es ja nicht, mich heute Abend im Bett anzufassen«, füge ich hinzu.

Kapitel Elf

Ich verbringe die gesamte Nacht in einem ruhelosen Durcheinander. Ich kann nicht schlafen, da ich nicht weiß, wann Jeremy sich zeigen wird. Ich kann nicht schlafen, da ich Angst vor der bevorstehenden Katastrophe habe, die seine Ankunft mit sich bringen wird.

Ich weiß nicht, welcher Teufel mich geritten hat, das zu sagen, was ich Jeremy an der Tür entgegengeworfen habe. Es war übereilt und unklug und vollkommen aus der Hitze des Augenblicks entsprungen. Und es ist etwas, von dem ich fürchte, dass er sich sehr daran stören wird.

Als die ersten Sonnenstrahlen sich ihren Weg ins Schlafzimmer bahnen, ist Jeremy immer noch nicht aufgetaucht. Ich gebe den Versuch auf, mich wirklich ausruhen zu können, und steige aus dem Bett. Wenn Jeremy sich nicht einmal heute Abend blicken lässt, kann ich mir nicht vorstellen, was passieren wird, wenn ich ihn das nächste Mal sehe.

Voller Unsicherheit und Angst betrete ich vorsichtig die Küche. Wie sehr habe ich ihn gestern Abend provoziert? Was wird meine Bestrafung dafür sein?

Die Küche ist jedoch vollkommen leer. Ich zögere und gehe dann den Flur hinunter in Richtung Jeremys Büro. Vielleicht ist er immer noch dort drinnen.

Auf dem Weg dorthin werfe ich einen kurzen Blick auf die Uhr. Sie zeigt sieben Uhr achtundzwanzig. Das bedeutet, dass er sich bereits auf dem Weg zu der Vorstandssitzung befindet.

Mist. Das bedeutet außerdem, dass ich in Bezug auf seine Rückkehr den Rest des Tages in einem Zustand andauernder Besorgnis verbringen muss.

Trotz meiner Bedenken kann ich mir nicht helfen und fühle einen Hauch — nur ein ganz kleines bisschen — Sorge für Jeremy. Hat er überhaupt geschlafen? Als ich ihn das letzte Mal sah, sah er fix und fertig aus. Nun, zumindest fix und fertig für *seine* Verhältnisse. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es ihn in eine bessere Stimmung versetzen wird, die ganze Nacht aufzubleiben.

Dank Charles weiß ich jetzt so viel mehr über Jeremy, als ich es für eine lange Zeit getan habe. Das lässt ihn in meinen Augen sehr viel menschlicher erscheinen.

Ungeduldig schüttle ich meinen Kopf. Er kann menschlicher *erscheinen*. Aber ich darf es mir nie gestatten, Mitleid für ihn zu empfinden. Niemals. Nicht nach allem, was er getan hat.

Ich kehre in die Küche zurück und bereite einen doppelten Espresso für mich zu. Dann gehe ich mit meiner Kaffeetasse in der Hand in Richtung Bibliothek. Ein Buch ist die einzige Möglichkeit, mir die Zeit bis zu Jeremys Rückkehr zu vertreiben — und dem, was als nächstes passiert.

Als ich den Flur betrete, erlebe ich eine Überraschung. Die Tür zu Jeremys Büro steht weit offen. Das Zimmer ist leer.

Ich halte auf der Türschwelle an und zögere. Ich berühre meinen Hals. Dort befindet sich kein Halsband. Die Tür ist offen.

Es ist mir gestattet einzutreten.

Ich glaube nicht einmal für den Bruchteil einer Sekunde, dass dies ein Versehen von Jeremy ist. Selbst wenn er müde war, als er gegangen ist, war er immer noch... nun, er war immer noch er selbst. Er war immer noch Jeremy Stonehart: in Kontrolle, eindrucksvoll und sich seiner selbst und seiner Taten vollkommen sicher.

Habe ich mir das nicht gewünscht: uneingeschränkten Zugang zu seinem Kontrollzentrum zu Hause? Was für Informationen könnte ich dort finden? Wie viel könnte ich über ihn lernen? Wie viel könnte ich aus den Akten, die sich im Schreibtisch befinden, über Stonehart Industries lernen?

Ich setze einen Fuß über die Schwelle — und halte inne. Nein. Nein! Hier befindet sich nichts, was ich brauchen könnte. Das gesamte Haus wird von Kameras überwacht. Dies muss ein Test sein. Jeremy versucht nur, mich mit der verbotenen Frucht zu verlocken.

Sein Büro war der einzige Ort, dessen Betreten mir eindeutig verboten wurde. Es war die einzige Tür, die ich jemals verschlossen vorgefunden habe. Und nun ist sie

nicht nur *unverschlossen*, sondern auch noch weit geöffnet und bittet mich an, durch sie hindurchzutreten.

Und doch ist mein wichtigstes Ziel, mein Antrieb, Jeremys Vertrauen in mich. Vielleicht ist dies eine weitere Demonstration davon. Ich weiß nicht, wie er solche Dinge sieht. Aber ich weiß, wenn ich hineingehe und damit beginne herumzuschnüffeln, würde ich dieses Vertrauen missbrauchen.

Also drehe ich mich weg. Es ist verdammt schwer, das zu tun. Aber ich schaffe es. Ich tröste mich damit, dass ich mich an den Vorfall mit seiner Sekretärin in seinem Büro erinnere. Möchte ich wirklich mehr Zeit an einem Ort verbringen, der solche Erinnerungen hervorruft?

Und damit beschäftige ich mich für den Rest des Morgens damit zu lesen.

Ein schüchternes Klopfen an der Tür lässt mich hochschauen.

Rose steht dort. Sie trägt ihre normale Tracht. Aber ihre Körpersprache und ihre Haltung haben etwas an sich, das ihr einen sehr niedergeschlagenen Eindruck verleiht.

Vorsichtig lege ich mein Buch zur Seite. In dieser neuen verdrehten Realität, die mein Leben geworden ist, kann ich niemals behutsam genug sein. Ich hatte nicht erwartet, dass Rose zu mir kommen würde. Aber dann lässt nichts an meiner Situation es zu, dass ich korrekte Vorhersagen treffe.

Rose räuspert sich. »Miss Ryder«, sagt sie so steif wie ein schüchtern Gymnasiast, der ein Referat vor seinen Klassenkameraden hält. »Ich möchte... meine aufrichtige Entschuldigung für mein gestriges Verhalten aussprechen. Es war schändlich von mir. Es tut mir leid. Ich bitte Sie, es mir nicht nachzutragen, und ich hoffe, dass Sie meine Entschuldigung annehmen werden.«

Sie dreht sich weg.

»Rose«, beginne ich. »Warten —«

»Es tut mir leid, Miss Ryder«, sagt sie, wobei sie sich nicht wieder zu mir hindreht, »aber Mr. Stonehart hält es

für das Beste, wenn Sie und ich unser Zusammentreffen auf ein Minimum beschränken. Ich muss seine Wünsche respektieren.«

Und damit lässt sie mich allein und noch verwirrter als je zuvor.

Der Tag vergeht nur langsam und zieht sich wie eine Migräne in die Länge. Die ganze Zeit über bin ich angespannt.

Eine Mischung aus schlechtem Schlaf, Angst vor Jeremys Rückkehr, Zweifel und Verwirrung über Roses Verhalten und eine Million anderer kleiner Sorgen tragen alle dazu bei. Da ist Paul, meine Mutter, Fey...

Koffein hält mich wach. Aber es macht mich auch sehr unruhig. Ich versuche, meinen Verstand zu beruhigen, indem ich einen Spaziergang an den Klippen unternehme und auf das Meer hinausschaue. Der Tag ist dunkel und trostlos. Ein Wind bläst vom Meer direkt durch meine

Jacke hindurch. Er lässt meinen Aufenthalt draußen genauso ungemütlich erscheinen wie drinnen.

Feys Worte gestern Abend haben mich getroffen. Ich habe nie gewusst, dass dies ihre wahre Meinung von mir ist. Ich hätte mir niemals vorstellen können, dass *irgendjemand* zu mir aufschauen könnte.

Ich vermute, wir haben alle unsere Selbstzweifel. Von jedem Fehler, den wir an uns entdecken, glauben wir, dass er von der Außenwelt zehnfach verstärkt wahrgenommen wird.

Vielleicht ist das Gegenteil ebenso wahr. Jeder Zweifel, den ich je gehegt habe, jede einzelne Unzulänglichkeit, die ich in Yale gespürt habe... all das hat sich nur innerlich abgespielt. Es war das, was mich dazu getrieben hat, besser zu sein.

Ich vermute, das ist es, was Fey und Sonja und alle anderen um mich herum gesehen haben: ein Mädchen, das besser war.

Es war alles nur eine Illusion. Mein Leben in Yale war nicht perfekt — selbst wenn es das darstellte, von

dem ich glaubte, dass ich es wollte. Es war nur das, von dem ich *dachte*, dass ich es wollte, denn es war die einzige Möglichkeit, die ich gesehen habe, um niemals wie meine Mutter zu enden.

Habe ich die Dinge... mühelos erscheinen lassen? Fey hat das angedeutet. Mein Leben war alles andere als mühelos. All die Arbeit, mein voller Stundenplan, die nicht enden wollenden Nächte, die ich damit verbracht habe, mich auf Klausuren oder Tests vorzubereiten oder Aufsätze zu schreiben... all das hat seinen Tribut gefordert.

Und trotzdem, vor Jeremy, vor... *diesem hier*... war diese Art von akademischem Leben alles, was ich kannte.

Ich war frei. Aber zur gleichen Zeit war ich es auch nicht. Ich hatte die Freiheit zu tun, was ich wollte. All meine Ziele waren jedoch so eng definiert, dass ich mich genauso gut in einem Gefängnis hätte aufhalten können. In Yale zu studieren war ebenfalls eine Illusion. Es gab mir die Illusion der Wahl. Die Illusion von Freiheit.

Welche Möglichkeiten hatte ich denn

realistischerweise überhaupt? Mein riesiges Studentendarlehen würde mich noch Jahre nach meinem Abschluss belasten.

Es war lustig, dass ich Fey immer beneidet habe. Sie war immer so sorglos und fröhlich. Ich dachte, sie hätte ausgesorgt, da ihre Eltern die Kosten ihrer Ausbildung übernahmen. Sie musste sich über nichts Sorgen machen, außer gute Noten zu erlangen und mit einem Diplom abzuschließen. Danach würde sie alles tun können, was sie wollte. Sie hatte davon gesprochen, freiwillige Arbeit bei *Teach for America* zu leisten. Sie musste sich keine Sorgen darüber machen, wann die Bank ihre nächste Tilgungszahlung erwarten würde.

Ich hatte niemals diese Flexibilität. In dem Augenblick, an dem ich die Universität verließ, würden die Banken beginnen, nach mir zu rufen. Ich würde mehr als zweihunderttausend Dollar Schulden haben: eine erschütternde Menge für jemanden, der mit einer Mutter aufwuchs, die weniger als ein Zehntel dessen in einem Jahr verdiente.

Aber das war der einzige »Ausweg«, den ich hatte. Es war der einzige Pfad, den ich vor mir sah, der mir schließlich die Kontrolle und das Leben geben würde, das ich mir vorgestellt hatte.

Das Leben, das ich wollte. Oder das Leben, von dem ich *dachte*, dass ich es wollte.

Vielleicht war ich zu naiv. Vielleicht hatte ich meine Ziele zu eng gesteckt. Trotz all meiner angeblichen Intelligenz verhielt ich mich wie ein Kind.

Wenn es das oberste Ziel in meinem Leben war, nicht wie meine Mutter zu enden, musste ich dann wirklich die Dinge tun, die ich tat? Waren die Opfer, die ich in der High School und an der Universität gebracht hatte und all die anderen, die ich noch bringen wollte, nachdem ich meinen Abschluss gemacht hatte, es wirklich wert?

So hatte ich es mir einmal vorgestellt: Ich würde in Yale hart arbeiten. Lange und hart und all diesen Mist. Ich würde irgendwo — hoffentlich — unter den Besten meiner Klasse meinen Abschluss machen, was theoretisch genügen sollte, um mir einen anständigen Job zu

verschaffen. Ich würde als eine Frau, die eine von Männern dominierte Geschäftswelt betrat, eine Aufwärtsschlacht kämpfen. Und trotzdem würde ich auch weiterhin hart arbeiten und mindestens die Hälfte meiner Gehaltszahlungen dafür verwenden, meine Schulden abzuzahlen. Sechs, acht oder zehn Jahre später würde ich schließlich schuldenfrei sein, ein Diplom von Yale in den Händen halten und mich hoffentlich auf dem Karrierepfad befinden. Erst dann würde ich anhalten und darüber nachdenken, was ich tatsächlich als nächstes vom Leben erwarten würde.

Ha! Wenn ich zurückblicke, könnte ich fast lachen. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, ist es erbärmlich, wie langweilig mein Leben gewesen wäre. Ich hätte mich in einen seelenlosen Zombie verwandelt und meine Jugend in irgendeinem verzweifelten Versuch weggeworfen, das Schicksal meiner Mutter zu vermeiden.

Hätte irgendetwas von dem mich glücklich gemacht? Ich... ich glaube nicht. Ich wäre zufrieden gewesen in dem Sinn, dass ich meine Ziele erreicht hätte. Aber was hätte all das aus mir gemacht?

Ich wäre mittleren Alters, allein und ungeliebt gewesen. Genau das!

Ich hatte niemals die Absicht, mir die Zeit für einen Mann zu nehmen. Ich habe gesehen, was all diese Verlierer meiner Mutter angetan hatten... wie sie ihr großes Herz ausgenutzt haben, immer und immer wieder, bis sie zusammenbrach und zu einer jämmerlichen Gestalt wurde. Daher bezogen meine Pläne niemals einen Mann ein. Heirat, Kinder, ein Familienleben? Das war niemals meine Absicht.

Aber dann kam Jeremy daher und schmiss all meine Pläne über den Haufen. Zu Anfang hasste ich ihn dafür. Ich hasse ihn dafür, dass er meine Unabhängigkeit gestohlen und mir meine Freiheit geraubt hatte. Dafür, dass er mir die Fähigkeit genommen hatte, *Entscheidungen* zu treffen.

Das war der springende Punkt an der Sache: Der Krieg zwischen ihm und mir war rein psychologisch. Sein beanspruchter Besitz meines Körpers, der physische Missbrauch... ich konnte — und das tat ich auch — dem widerstehen. Es war die geistige Seite, die mich

rachsüchtig machte.

Aber... wenn ich mir die Dinge nun anschau... und an all das denke, was bisher passiert ist, und weiß, dass all dies zu diesem Punkt geführt hat... vielleicht habe ich mich geirrt. Vielleicht war das, was Jeremy getan hat — mich aus meinem vergangenen Leben zu stehlen — keine Entführung. Vielleicht war es eine... *Rettung*?

Ich seufze und lasse mich auf einem Hocker nieder. Ich werde in diesem großen, seelenlosen Haus den Verstand verlieren, wenn ich begonnen habe, das, was Jeremy mir angetan hat, als Rettung zu betrachten. Aber in letzter Zeit hat er mir eine Seite von sich gezeigt, die niemals gegenwärtig war, als er mich in der Dunkelheit gefickt hat.

Er kommt mir inzwischen ein kleines bisschen mehr menschlich vor. Ein Teil davon ist Charles zu verdanken. Ein anderer Teil davon ist Jeremys dummem Geständnis von »Liebe« entsprungen. Es schleicht sich langsam in meinen Verstand ein. Ich weigere mich immer noch anzuerkennen, dass das Gefühl aufrichtig oder auf

irgendeine Weise *echt* ist. Aber ich bin gegenüber seiner Wirkung auf mich machtlos.

Und außerdem, hat Jeremy mir nicht gezeigt, dass er sich geändert hat? Oder dass er dabei ist... sich zu ändern?

Er hat nicht gewalttätig reagiert, als ich ihm verboten habe, mich anzurühren. Er hat seinen Einfluss dafür benutzt, um Rose dazu zu bringen, sich zu entschuldigen. Selbst wenn diese Entschuldigung erzwungen und vollkommen bedeutungslos war — es ist immer noch etwas, das ohne ihn niemals passiert wäre. Rose tat es nicht aus freiem Willen. So viel ist mir klar.

Er hat mir das Halsband abgenommen. Ja, natürlich lauert der Vertrag immer noch bedrohlich im Hintergrund. Aber er hat ihn kein einziges Mal erwähnt. Er hat mir Zugang zu allem gestattet, was er besitzt: seinem Reichtum, seinem Eigentum. Seinem Herzen?

Ein Schlag an der Scheibe lässt mich aufspringen. Ich schaue zur Seite... und mir wird das Herz schwer.

Dort auf dem Boden liegt ein winziger, zerbrechlicher,

kleiner Vogel. Dort wo er mit der Scheibe zusammengeprallt ist, ist das Glas verschmiert. Der Vogel bewegt sich nicht. Wenn ich mir den Winkel seines Nackens anschau, glaube ich, er ist bereits tot.

Ich schlucke und drehe mich weg. Ungebetene Erinnerungen an die Taube überkommen mich.

Die Taube, die Jeremy mich essen ließ.

Ich erschauere und reibe mir die Arme. Ich habe bereits erwähnt, dass es nicht der körperliche Missbrauch ist, der mich am meisten belastet. Es sind die geistigen Übergriffe. Kann ein Mann, der eine Frau dazu zwingt, ein Tier zu essen, das sie als ein Haustier aufgenommen hat, wirklich fähig sein zu lieben? Kann dieser Mann in den Augen der Frau diese Dinge jemals wieder gutmachen?

Ich schüttle meinen Kopf. *Nein. Nein! Das kann er nicht.*

Und ich *muss* damit aufhören, ihm irgendetwas zugute zu halten. Was soll's, wenn er sich jetzt anders verhält? Er ist immer noch der gleiche Mensch, der zu solchen Dingen fähig war. Nur weil ich jetzt mehr über ihn weiß, nur weil

ich eine andere Seite von Jeremy Stonehart kennengelernt habe, schließt das nicht aus, dass er auch in Zukunft dazu in der Lage sein könnte, mir noch schlimmere Dinge anzutun.

Und dann ist da noch Paul. Mein Vater Paul. Über ihn habe ich mir noch nicht genügend Gedanken gemacht. Er befindet sich immer noch dort gefangen in diesem kleinen Zimmer mit einem Halsband um *seinen* Hals. All das wegen Jeremy.

Nein, nichts, was Jeremy getan hat, kann vergeben werden.

Ich werde mir selbst den größten Gefallen der Welt tun, wenn ich das fest in Erinnerung behalte, wenn er heute Abend zurückkehrt.

Kapitel Zwölf

Es ist dunkel draußen, als ich die Scheinwerfer eines sich nähernden Wagens durch die Fensterscheiben des Hauses sehe.

Jeremy kommt nach Hause. Was wird jetzt passieren?

Ich spalte die Ohren und warte auf das vertraute Geräusch, wie sich die Haustür öffnet. Ich zähle bis zehn. Dann zwanzig. Als ich es auch bei dreißig und vierzig und fünfzig nicht höre, überkommt mich die Neugier. Ich stehe auf, um herauszufinden, warum er so lange braucht.

Ich schaue durch das Fenster. Der Wagen ist verschwunden. Und trotzdem ist Jeremy nirgendwo zu sehen.

Ich runzele die Stirn. Er hat das Haus nicht durch die Vordertür betreten? Warum nicht?

Ich halte den Atem an. Stille umgibt mich. Sie ist so tief, dass sie mich fast erdrückt. Sie ist fast so schlimm

wie die Dunkelheit. Ich höre keine Klimaanlage und keinen Ventilator. Keine normalen Geräusche in einem Haushalt, die einen Ort zum Leben erwecken. Nur diese überwältigende, unermessliche Stille.

Sie gibt mir fast das Gefühl, als wäre ich in einem Horrorfilm gefangen.

Rose? Sie ist irgendwo anders. Wahrscheinlich in ihrem eigenen Haus. Charles? Er befindet sich zweifellos mit ihr dort. Normalerweise ist er sowieso so leise wie eine Maus. Selbst wenn er hier wäre, würde ich es nicht merken.

Aber wo ist Jeremy, und warum braucht er so lange?

Plötzlich ertönt überall um mich herum Musik. Sie lässt mich aufspringen und bringt mein Herz zum Rasen.

Sie klingt wie ein Walzer.

Ich drehe mich auf meinen Fersen herum. »Hallo? Jeremy? Bist du das?« Die Musik ist so laut, dass sie meine Worte vollständig übertönt. »Was ist hier los? Hallo?«

Und dann sehe ich ihn. Er tritt aus einer weit

entfernten Ecke hervor. Wie er dort hingekommen ist, weiß ich nicht.

In einer Hand hält er einen Blumenstrauß von einer Art, wie ich sie noch nie zuvor gesehen habe. Die Blumen sehen ein wenig wie Rosen aus, außer dass die Blätter eine zarte, fast unwirkliche blaue Farbe haben. Außerdem enthalten sie kleinere Blüten, die so weiß sind wie Schnee. Zusammen ergeben sie eine wunderschöne Mischung, die außergewöhnlich und doch sehr elegant aussieht.

Jeremys andere Hand ist leer. Er lächelt, als unsere Blicke sich treffen. Dieses Lächeln lässt mein Herz erweichen. Es ist hemmungslos, ungekünstelt und vollkommen echt. Es wird in seinen Augen reflektiert.

Er streckt mir seine freie Hand entgegen und winkt mich zu ihm hin.

Ich gehe wie in einer Trance den Flur entlang. Die Musik hallt auch weiterhin durchs Haus. Es fühlt sich so an, als würde der Rhythmus sich meinen Schritten anpassen.

Als ich auf Jeremy zugehe und ihn von nahem sehe, erstaunt es mich aufs Neue, wie gutaussehend er ist. Er ist in seinem frischen Blazer aus Wildleder, der perfekt abgestimmten Hose und einem Paar umwerfend blauer Manschettenknöpfe eine wahrhafte Erscheinung. Ich bemerke sofort, dass diese Manschettenknöpfe den gleichen Blauton haben wie die Blumen.

Das kann kein Zufall sein.

»Was ist das alles?«, frage ich. »Jeremy, ich ver —«

»Pst!« Er bringt mich zum Schweigen, indem er einen Finger auf meine Lippen legt. Er presst seinen Daumen unter mein Kinn und streichelt sanft meine Wange.

Dann lehnt er seinen Kopf auf die Seite und schaut mich mit so offensichtlicher Bewunderung an, dass meine Knie weich werden.

»Ich habe dich vermisst, Lilly«, flüstert er. Während er spricht, beginnt die Musik fast wie in einem Traum zu verklingen. »Wir haben uns gestern Abend mit einem bitteren Beigeschmack getrennt. Ich möchte die Dinge richtig stellen. Hier!« Er reicht mir die Blumen. »Die sind

für dich.«

Ich nehme den Strauß. Ich halte ihn an meine Nase und atme tief ein. Die Blumen riechen göttlich.

»Sie sind wunderbar«, sage ich. »Danke.«

»Sie sind nichts«, murmelt Jeremy, »im Vergleich zu dir.«

Ich hebe meine Augenbrauen. »Zu kitschig?«

»Vielleicht«, sagt er. »Aber vielleicht auch nicht. Es macht meine Feststellung nicht weniger wahr. Sag mir, Lilly, kannst du tanzen?«

Bei diesen Worten wächst die Lautstärke der Musik an. Bevor ich antworten kann, legt Jeremy seine Hand auf meinen Rücken und zieht mich zu sich heran. Der Blumenstrauß wird zwischen unseren Körpern zerdrückt. Ich schnappe nach Luft.

Er lehnt sich nach unten und küsst mich. Es ist ein Kuss voller Leidenschaft und Verlangen. Der Duft der Blumen vermischt sich mit seinem Kölnischwasser und erzeugt ein berauschendes Aroma, in dem ich mich verliere. Ich werde von der Hitze seiner Lippen auf

meinen und dem Gefühl seines Körpers eng an meinem vollkommen eingenommen.

Und dann lässt er mich los. Ich fühle mich ein wenig benommen. Mein Griff um die Blumen herum lockert sich. Sie fallen auf den Boden.

»Das...«, ich räuspere mich und versuche zur gleichen Zeit, ein wenig zu lachen, »...war kein Tanz.«

»Nein«, sagt er. »Es war ein Kuss. Um dir zu beweisen, wie sehr ich dich vermisst habe. Dies...«, er nimmt meine Hand und streckt unsere verschlungenen Hände zur Seite aus, »wird ein Tanz sein.«

»Jeremy, ich habe noch nie... ich habe das noch nie zuvor getan.« Plötzlich fühle ich mich unzulänglich. Er ist das perfekte Beispiel eines Mannes, hat sich in Schale geworfen, duftet himmlisch und sieht göttlich aus. Er ist ein Mann, dessen Erfolg weltbekannt ist.

Und dann gibt es mich. Gekleidet in wenig mehr als Freizeitlumpen, wie ich plötzlich all die schrecklichen Erinnerungen an den Sportunterricht in der High School noch einmal erlebe. Ich bin ein kompletter Tollpatsch.

Ich habe noch nie in meinem Leben getanzt. Ich werde mich vor Jeremy zum Narren machen, wenn ich es tue.

Er lächelt. »Es ist einfach«, sagt er. Er rückt seinen Arm auf meinem Rücken zurecht und tritt einen Schritt von mir weg, sodass ein Abstand zwischen uns entsteht. »Ich werde es dir beibringen. Du musst nur...«, er beginnt, mich zu führen, »...meiner Führung folgen.«

Als die Musik sich beschleunigt, beginnen wir. Jeremy hat einen sicheren Schritt. Er scheint nur so über den Boden zu schweben, wobei er niemals zögert und niemals innehält.

Ich kann nur versuchen, mit ihm mitzuhalten. Aber nach nur wenigen Schritten bemerke ich, dass meine Ängste unbegründet sind. Jeremy führt meinen Körper mit seinen Händen, seinen Schritten und seiner eigenen Haltung. Er hatte Recht: Ich muss mich nur von ihm führen lassen.

Wir beginnen mit etwas Leichtem. Ein großer Schritt nach links und dann eine Drehung. Ein großer Schritt nach rechts und eine weitere Drehung.

Es dauert nicht lange, bevor ich sicherer werde. Und nur kurze Zeit später fange ich an, es zu genießen.

Ich fühle mich ein wenig wie Belle aus der Tanzsaal-Szene in *Die Schöne und das Biest*. Diese Situation erinnert mich daran. Ich weiß nicht, wo Jeremy das Tanzen gelernt hat. Aber ich kann an der Leichtigkeit seiner Bewegungen erkennen, dass er kein Anfänger ist. Er hat dies schon viele Male zuvor getan.

Irgendwie habe ich das Gefühl... privilegiert... zu sein, dass er diesen Augenblick mit mir teilt.

Die Musik steigt und fällt im Rhythmus mit unseren Bewegungen. Ich verliere mich in dem Lied, dem Augenblick und der eindrucksvollen Klarheit, die sich daraus ergibt, einfach nur von diesem Mann geführt zu werden.

Unsere Schritte werden ausgefallener. Wir wirbeln herum, und Jeremy beginnt, sich schneller und schneller zu bewegen. Das Lied erreicht sein Crescendo. Wir drehen uns mit solch gleichmäßigen, perfekten Schritten herum und herum, dass ich fast den Eindruck bekomme, ich hätte

das *doch* schon einmal getan.

Das Lied endet. Die Musik verstummt. Und wir halten direkt in der Mitte des Zimmers an. Mein Herz rast. Alles, was ich in dem Moment empfinde, ist Freude. Reine, ungetrübte Freude. Wer hätte gedacht, dass ein einfacher Tanz mir das antun könnte?

»Du bist eine Lügnerin«, sagt Jeremy. »Du hast mir gesagt, du hättest noch niemals getanzt.« Er lächelt, um mir zu zeigen, dass sich in seinen Worten keine Bosheit verbirgt.

»Das warst alles du«, sage ich. »Das warst alles du, vom Anfang bis zum Ende.« Ich kann mir das riesige Grinsen, das sich auf meinem Gesicht ausgebreitet hat, nicht verkneifen. »Jeremy, das hat so viel Spaß gemacht!«

»Ich hatte gehofft, dass es dir gefallen würde,« er streichelt meinen Oberarm, »aber ich war mir nicht sicher.«

»Machst du Witze? Ich möchte es wirklich!«, schwärme ich. Die sehr menschliche Art von Unsicherheit, die er ausgedrückt hat, gibt mir ein noch hemmungsloseres

Gefühl. »Können wir es noch einmal tun?«

Er schaut belustigt aus. »Lilly«, erklärt er mir, »das würde ich liebend gern tun.«

Er greift in seine Tasche und holt sein Handy hervor. Eine Sekunde später beginnt ein weiteres Lied. »Dies ist *Lehar* von Mantovani«, sagt er. »Ein Klassiker in Ballsälen. Es ist ein mächtiges Lied, und doch zart, und perfekt für jemanden wie dich.«

Ich weiche fast zurück. »Jemanden wie mich? Du meinst, jemanden, der nicht tanzen kann?«, sage ich, während mir das Herz schwer wird.

»Nein.« Ein umgehendes Stirnrunzeln verunziert Jeremys perfektes Gesicht. »Du darfst dich niemals selbst anzweifeln, Lilly. Nicht in meiner Gegenwart. Ich verbiete es!«

»Was dann?«, frage ich.

Er lächelt noch einmal. »Ist das nicht offensichtlich? Jemand mit Feinheiten und doch einem standhaften Geist. Du bist... sehr wie dieses Lied. Du besitzt mehr als natürliche unauffällige Schönheit. Du glänzt, Lilly, aber

nur in den Augen der Menschen, die gebildet genug sind, es zu sehen. Deine Talente... deine Intelligenz... deine Stärke... wären verschwendet worden, wenn du allein geblieben wärst. Aber mit mir...«, er sieht jetzt recht ernst aus, »...wirst du dich zu all dem entwickeln, zu dem du fähig bist. Und mehr.«

Er tritt zurück. Während er meine Hand ergreift, sinkt er auf ein Knie nieder. Ich starre ihn sprachlos an.

»Ich werde dir niemals wieder Leid zufügen, Lilly«, sagt er. Mein Mund öffnet sich ein wenig. »Das schwöre ich. Ich werde dich nur fördern und dich zu der Frau machen, die du zu sein bestimmt bist.«

Langsam greift er in seine Jackentasche. Ich komme mir vor wie in einem Traum. Die Zeit vergeht wie im Schneekentempo als ich darauf warte zu sehen, was er in seiner Tasche verborgen hat.

Ein Ring? Es kann kein Ring sein. Nein! Auf keinen Fall. Er kann nicht um meine Hand anhalten. Nicht jetzt! Nicht so bald...

Und dann wiederum ist nichts an Jeremy

vorhersehbar. Angst vermischt sich mit der Freude, die diesen Augenblick definiert. Wenn er einen Ring hervorholt... weiß ich nicht, was ich tun werde.

Als ich sehe, wie seine Hand auftaucht, überkommt mich Erleichterung. Er hält einen kleinen, dünnen und unverschlossenen Umschlag. Dort drinnen kann kein Verlobungsring versteckt sein.

»Dieses«, sagt Jeremy, während er das quadratisch zusammengefaltete Stück Papier zwischen seinem Daumen und seinem Zeigefinger hält und es voller Bedauern anschaut, »steht für all das, was du einmal für mich gewesen bist. Es steht für alles, was du noch vor knapp einem halben Jahr bedeutet hast. Weißt du, was das hier ist?«

Ich schlucke. Nach seinen Worten habe ich einen starken Verdacht, was es sein könnte... aber ich möchte ihn nicht unterbrechen.

Langsam schüttle ich meinen Kopf.

Er zeigt mir ein dünnes Lächeln. »Ich denke, das tust du«, erklärt er mir. »Es ist egal. Ich würde auch zögern,

wenn ich in deiner Position wäre.«

Er legt den Umschlag auf den Boden zwischen uns. Seine Bewegungen sind übertrieben und bedacht sam. Während die klassische Musik immer noch im Hintergrund spielt, fühle ich mich fast so wie eine Tänzerin in einem ausländischen Ballett.

Während er sich noch auf einem Knie befindet, lässt er seine freie Hand hinter sich verschwinden. Sie erscheint wieder als eine geschlossene Faust.

»Und dieses«, sagt Jeremy, während er mir die Hand entgegenstreckt und langsam seine Finger entfaltet, »steht für den Beginn eines völlig neuen Anfangs.«

Auf seiner Handfläche liegt ein einzelnes Streichholz.

Mein Herz beginnt, noch schneller zu schlagen.

Jeremy legt ihn neben den Umschlag auf den Boden. Beide Gegenstände stellen ein perfekt aufeinander abgestimmtes Paar dar. »Ich hätte das schon früher tun sollen«, sagt er. »Aber ich habe gewartet, Lilly. Ich habe auf den richtigen Augenblick gewartet. Heute Abend...«, er schaut mich an und erwidert meinen Blick, »...ist

dieser Augenblick endlich gekommen.«

Er hebt den Umschlag wieder auf. Er überreicht ihn mir. »Öffne ihn! Bitte.«

Meine Finger zittern, als ich den Umschlag entfalte. Ich schlage die Lasche um.

Darin finde ich genau das, was ich erwartet habe. Das dünne, pergamentartige Papier mit den abscheulichen Worten DER VERTRAG schlägt mir entgegen.

»Nimm ihn heraus«, flüstert Jeremy.

Das tue ich. Ich betrachte meine Unterschrift. Ich erinnere mich an die endgültige Verzweiflung, die ich verspürte, als ich nachgegeben und unterschrieben habe. Aber ich erinnere mich außerdem an meine Stärke. Ich habe dieses Dokument mit einem Ziel in meinem Hinterkopf unterschrieben. Selbst wenn er bedeutete, fünf Jahre meines Lebens wegzuwerfen, versetzte er mich auch in eine Position, Vergeltung an dem Schwein zu üben, das mir die schlimmsten Wochen meines Lebens verschafft hatte.

Und nun kniet dieser Bastard vor mir und bereut die

Dinge, die er getan hat.

»Streck ihn nach vorn!«, sagt Jeremy.

Das tue ich. Ich finde es herzergreifend zu sehen, wie das Papier in meinen unruhigen Händen zittert.

Er hebt das Streichholz auf, reibt es an der Ferse seines Schuhs und hält die Flamme an eine Ecke des Vertrages.

Das Papier fängt Feuer. Wir schauen beide zu, wobei wir auf unterschiedliche Weise hingerissen sind, als die prasselnden Flammen sich am unteren Ende ausbreiten. Schwarze Asche fällt auf den Boden.

Jeremy bläst das Streichholz aus. Und ich starre immer noch voller Verwunderung auf das brennende Stück Papier, das ich in meiner Hand halte.

Es ist ein Hinweis auf meine Ungläubigkeit, dass ich erst los lasse, als die Flammen meine Finger erreichen und ein scharfer Schmerz meinen Arm hinauffährt. Der verbliebene Streifen schwebt auf den Boden und kräuselt sich, als das Feuer die Worte konsumieren, die mich an diesen Mann gebunden haben.

Jeremy steht langsam auf und schreitet über die Überbleibsel hinweg. Ich starrte ihn an und recke meinen Hals wie immer nach oben, oben, oben.

»Und nun?«, flüstere ich.

»Und nun«, sagt er und lässt gelassen eine Hand durch mein Haar gleiten, »lieben wir uns.«

Kapitel Dreizehn

Am nächsten Morgen aufzuwachen ähnelt nichts, was ich je zuvor erlebt habe.

Jeremy war letzte Nacht sehr zärtlich. Er war fürsorglich. Er war langsam und gemächlich und einfach... perfekt.

Es war keine erhitzte, alles verzehrende Nacht. Das haben wir schon einmal zuvor erlebt. Im Schlafzimmer habe ich Dominanz erfahren. Ich bin gegen meinen Willen genommen worden. Ich habe Leidenschaft und ungezügeltes Verlangen erfahren.

Was ich noch niemals zuvor erlebt habe... was ich noch niemals mit ihm zusammen hatte... war wahre Liebe.

Und doch ist genau das letzte Nacht passiert. Als er in mich hineinglitt, nachdem wir beide von unserem Vorspiel erregt waren... die Art und Weise, wie er mir in die Augen schaute... die Art und Weise, wie er meinen

Körper an seinen presste... das war etwas Besonderes.

Besonders wegen dem, was dieser Augenblick bedeutete. Ich war nicht länger durch irgendein verdammtes Dokument an ihn gebunden — ob es nun rechtskräftig war oder nicht — das besagte, ich müsste ihm zur Verfügung stehen. Ich wurde nicht dazu gezwungen, irgendetwas gegen meinen Willen zu tun.

Es gab kein Halsband. Es gab keinen Vertrag. Alles, was es gab, und alles, was es in Zukunft geben wird, waren ein Mann und eine Frau, die sich liebten. Ein Mann und eine Frau, beide frei, ebenbürtig, beide nahmen und gaben zur gleichen Zeit.

Natürlich finde ich das Bett heute Morgen wieder leer vor. Jeremy ist bereits im Büro.

Ich spüre eine Glückseligkeit, die davon herrührt, keine Sorgen haben zu müssen, die in meinem Hinterkopf festsitzen und mich von dem Moment ablenken, in dem ich mich befinde. Ich muss das erste Mal seit dem letzten Sommer gut geschlafen haben.

Ich entdecke eine Nachricht, die auf mich wartet, als

ich meine Hausschuhe anziehen will. Sie ist am Ende nicht nur mit Jeremys Initialen, sondern mit seinem vollen Namen unterschrieben. Das habe ich noch nie zuvor gesehen.

Die Nachricht ist wie folgt.

Du bist meine Sonne und meine Sterne.

Du bist meine Sünde und meine Reue.

Du gehörst mir, Lilly. Ich werde dich niemals gehen lassen.

Aber dir, meine Teure, steht es frei, mich zu verlassen.

Doch wenn du das tust, werde ich alles stehen lassen und dir ans Ende der Welt folgen.

Ich werde dich dazu bringen, diese drei winzigen Worte zu mir zu sagen.

Aber du wirst das als eine freie Frau tun.

Morgen werde ich dich förmlich meinem Fahrer vorstellen. Er wird dir Tag und Nacht zur Verfügung

stehen. Es ist dir gestattet, mit ihm überall hinzufahren, wo du möchtest. Ich vertraue dir.

Wenn ich heute Abend rechtzeitig zurückkehre, werden wir Fey anrufen. Du wirst ein Treffen mit ihr in Oregon vereinbaren, bevor sie und Robin zur Universität zurückkehren. Du wirst mein privates Flugzeug nehmen. Ich werde dich nicht begleiten, und ich werde deine Unterhaltung mit ihr auch nicht belauschen. Du darfst ihr oder jedem anderen erzählen, was immer du möchtest.

Ich vertraue jedoch darauf, dass du deinen gesunden Menschenverstand dafür benutzt zu entscheiden, welche Dinge du preisgibst. Du befindest dich nun in der Lage, mir zu schaden, Lilly. Ich hoffe inständig, dass du das nicht tun wirst.

Jeremy Stonehart

»Wow«, hauche ich. Ich weiß kaum noch, was ich davon halten soll. Dieser Brief kommt nicht von dem gleichen Mann, der mich entführt hat. Es ist fast so, als

wäre er von jemand anderem geschrieben worden. Entweder verstellt er sich, oder er hat zuvor die gesamte Zeit über absichtlich die Seite von sich verborgen, die er mir nun zeigt.

Ich wette das Letztere ist der Fall. Mein jetziges Wissen über Jeremy, das ich größtenteils wegen dem habe, was Charles mir über seine Vergangenheit erzählt hat, lässt mein Verständnis für den Mann wachsen.

Ich kann ihn mir in seiner Jugend vorstellen und all die Probleme, die sein Aufwachsen ihm verursacht haben, nachvollziehen. Ich kann mir vorstellen, dass so eine Umgebung die Persönlichkeit, die in Jeremy vorherrscht, hervorbringen kann.

Ich kann außerdem verstehen und ich kann sehen, wie Jeremy sich sein ganzes Leben lang über verhalten musste... nun, wie *Stonehart*. Schwäche war etwas, das er nicht tolerieren konnte. Es war etwas, das sein Vater nicht tolerierte. Jeremy konnte sich nicht gestatten, etwas anderes als ein Erfolg zu sein. Die Persönlichkeit, die er der Welt zeigt, die Seite von sich selbst, die er der

Öffentlichkeit offenbart... sie ist immer stark, unfehlbar und hat die Zügel fest in der Hand.

Das ist der Mann, den ich ursprünglich kennengelernt habe. Er erschien unmenschlich zu sein. Eine Maschine ohne Wärme oder Gefühle oder Emotionen. Das war der Mann, der mich entführt hat.

Irgendwann hat er die Blockade um sich herum fallengelassen. Die Mauer brach zusammen. Vielleicht begann es auf unserer Reise. Vielleicht begann es — ich schlucke — als ihm zum ersten Mal klar wurde, dass er Gefühle für mich hegt. Als er noch gegen diese Emotionen angekämpft hat. Dieser Kampf resultierte darin, dass ich von dem Halsband geschockt wurde.

Aber ich hasse ihn dafür nicht. Nicht für diese Dinge. Es gibt anderes, wofür ich ihn hasse. Aber nun, da ich ihn und das, was er mir angetan hat, besser verstehe... ergibt es einen Sinn.

Jesus! Will ich mir wirklich einreden, dass der Missbrauch, der mir angetan wurde, einen Sinn ergibt? Das kann nicht sein. Das sollte nicht sein. Es war

sadistisch und grausam und erniedrigend und...

Böse.

Böse. Das ist in der Tat der beste Ausdruck, der Jeremy beschreibt, als er noch Stonehart war. Aber selbst Bösartigkeit entspringt aus einer Quelle, aus einer ursprünglichen Saat, die sprießt und von der Seele eines Menschen Besitz ergreift.

Jeremy war nicht immer böse. Kinder werden nicht böse *geboren*. Er wurde aufgrund seiner Erziehung so. Seine prägenden Jahre wurden von dem permanenten Gefühl der Unzulänglichkeit und Vernachlässigung definiert. Ich weiß genug über Psychologie, um zu wissen, wie sehr das den Geist eines Menschen beeinflussen kann.

Also wurde Jeremy zu dem Mann, von dem er dachte, er sollte es sein. Er wurde grausam und rachsüchtig. Sein gesamtes Wesen konzentrierte sich auf Stonehart Industries. Denn Stonehart Industries wurde für die Rache erschaffen, als ein Weg, an seinem Vater Vergeltung zu üben und sich ihm gegenüber zu beweisen.

Ich frage mich, wie Jeremys Vater heute wäre, wenn

er noch am Leben wäre. Vielleicht ist er das sogar — ich weiß es nicht. Ich frage mich auch, was Jeremys Brüder treiben. Was sie tun, wie sie leben, ob sie arm sind oder nicht. In der Geschichte, die Jeremy mir erzählt hat, klang er vollkommen entschlossen, alle von ihnen zu Fall zu bringen. Und das hat er getan.

Aber was passierte danach mit ihnen?

Es ist wichtig, sich nicht in Gedanken über Jeremys Familie zu verlieren. Es ist wichtig zu sagen, dass ich in der Tat die Wurzeln und das meiste seines unmenschlichen Verhaltens verstehe — wirklich, das tue ich.

Das Traurige ist: Jeremy hat die meiste Zeit seines Lebens so verbracht. Er hat über zwanzig Jahre damit verbracht, seine Persönlichkeit zu formen. Eine Persönlichkeit, die keine Schwäche zulässt. Eine, die sicher und vollkommen unfehlbar sein muss.

Und doch ist der Mann, der diese Nachricht geschrieben hat, nicht der gleiche Mann wie der, den ich kennengelernt habe. Es ist erstaunlich. Ich beginne zu spüren, dass ich es fertiggebracht habe, die verschiedenen

Schichten der Abwehr um Jeremy herum zu zerlegen.

Einfach nur, indem ich ich selbst war.

Das ist der erstaunliche Teil. Ich dachte, ich würde mich wie jemand verhalten müssen, der ich nicht bin, und dass ich genauso berechnend und entschlossen sein müsste, wie er es ist, um an diesen Punkt zu gelangen. Um in einer Position zu enden, in der ich ihm schaden kann.

Aber er hat es in seinem Brief selbst gesagt: Ich bin bereits dort angekommen. Und nun, da ich die Macht habe, das zu tun, stelle ich fest, dass ich... zögere.

»Zeit«, murmele ich. »Ich brauche mehr Zeit.« Zu viel ist in zu kurzer Zeit passiert. Das Halsband ist verschwunden, der Vertrag wurde verbrannt. Morgen werde ich tatsächlich wegfliegen und mich mit Fey treffen — allein — und es sind erst wenige Wochen seit meinem Albtraum in der Dunkelheit verstrichen. Außerdem gibt es noch das Problem mit Paul, der in dieser schrecklichen psychiatrischen Klinik eingesperrt ist...

Das Beste, was ich jetzt tun kann, ist, einfach nur zu warten. Zu warten und alles zu verarbeiten. Jeremys

Verhalten hat sich geändert. Aber ich muss sehen, wie lange das anhält. Und außerdem kann ich sowieso nirgendwo hingehen. Es ist lustig. Nun, da alle Grenzen beseitigt wurden, stelle ich fest, dass ich mich nicht dafür interessiere, irgendwo anders zu sein außer...

Hier.

Kapitel Vierzehn

Vierundzwanzig Stunden später sitze ich allein in einem privaten Flugzeug, bin in einen feinen Pelzmantel gekleidet und lande auf einem kleinen Flugplatz in Oregon.

Jeremy ist seinem Wort treu geblieben. Als er nach Hause kam, durfte ich Fey anrufen und ihr die Neuigkeit mitteilen. Sie war außer sich vor Freude, als sie davon hörte, und lud mich umgehend ein, zusammen mit ihr und Robin in dem Haus seiner Eltern zu übernachten.

Das Frühlingssemester beginnt nächste Woche, daher ist die zeitliche Planung nicht unbedingt ideal. Fey und Robin fliegen morgen zurück nach New Haven. Ich dachte, dass mein Besuch zu kurz vor ihrer Abreise stattfinden und all die Erledigungen in letzter Minute durcheinanderbringen würde, aber Fey bestand darauf, dass das nicht der Fall sei. Sie wollte mich wiedersehen, sagte sie, und Robin war ebenso aufgeregt.

Ich steige aus dem Flugzeug aus und in die wartende Limousine ein. Ich weiß nichts über Robins Eltern. Es kommt mir in den Sinn, dass ich möglicherweise nicht den von mir gewünschten ersten Eindruck hinterlassen werde, wenn ich in etwas so absurd Luxuriöses gekleidet und in einer Limousine mit einem Chauffeur ankomme. Aber es gibt nichts, was ich jetzt dagegen unternehmen kann. Jeremy hat mir die Wichtigkeit des Scheins eingeträufelt. Kleidung und Luxus sind ein Teil davon.

Der Fahrer kennt bereits die Adresse. Er informiert mich darüber, dass die Fahrt etwa eine Stunde dauern wird. Die Funktionen meines Handys sind immer noch eingeschränkt. Ansonsten hätte ich mir den Ort auf Google Maps angeschaut. So wie es aussieht, habe ich keine Ahnung, wo wir hinfahren.

Mir wird das Herz schwer, als wir fast sechzig Minuten später durch eine malerische, ruhige Gemeinde in den Bergen fahren. Sie fühlt sich mehr wie ein Dorf als wie eine wirkliche Stadt an. Alles, angefangen bei den immergrünen Büschen in der Umgebung bis hin zu den Hütten aus Zedernholz an den Seiten der Schotterstraße,

vermittelt mir umgehend das unbehagliche Gefühl, dass ich hier fehl am Platz bin.

Wir halten vor etwas an, das wie eine Mischung aus einer Hütte und einem Baumhaus auf dem Boden aussieht.

»Hier geht gar nichts«, murmelte ich in mich hinein.

Ich steige aus dem Wagen. Sobald ich das tue, rasen drei riesige Huskys aus dem Garten auf mich zu und bellen und heulen, als hätten sie während der Jagd eine Beute entdeckt. Ich versteife mich.

»Keine Sorge, die sind harmlos!«, ruft eine männliche Stimme aus Richtung der Garage. Eine Sekunde später erscheint ein großer, zottiger Mann. Er trägt eine alte Arbeitshose und einen L.L. Bean Pullover. Er hat diesen bescheidenen, hart arbeitenden Ausdruck eines Naturburschen an sich.

Er steckt zwei Finger in den Mund und pfeift. Die Hunde bleiben nicht einmal drei Meter von mir entfernt blitzartig stehen. Ich glaube, wenn sie noch näher gekommen wären, hätte ich einen Herzschlag bekommen.

Der Mann läuft zu ihnen hin und streichelt sie

zwischen den Ohren. Er stellt sich auf und wendet mir seine Aufmerksamkeit zu.

»Nun, nun«, lächelt er. »Sie müssen die berühmte Lilly Ryder sein, über die wir so viel gehört haben.« Er steckt seine Hand in die Tasche und stößt ein langes, beeindruckendes Pfeifen aus, als er auf das Fahrzeug hinter mir schaut. »Das ist ein ganz schöner Wagen, den Sie da haben. Schicker als wir es in dieser Gegend gewohnt sind.«

Wie aufs Stichwort werden meine schlimmsten Ängste über die Art meiner Ankunft wahr. Schon jetzt verurteilt er mich dafür.

Nicht der erste Eindruck, den ich vermitteln wollte.

Der Fahrer stellt meine Tasche neben mir ab.

»Oh«, sagt der große Mann. »Hier, lassen Sie mich das nehmen. Wie unhöflich von mir.« Er streckt mir eine Hand entgegen. »Übrigens, ich bin Jace. Und diese drei Lümmel hinter mir sind Brock, Ash und Molly.«

Ich nehme seine Hand — und bin vollkommen überrascht, als er mich zu sich heranzieht und mich fest in

die Arme nimmt. Er lacht, als er mich loslässt. »Übrigens habe ich über das Auto nur gescherzt. Wir beurteilen die Menschen hier nicht nach ihrem Auftreten.«

»Lilly! Oh mein Gott! Du bist tatsächlich hier!« Ich schaue hinter Jace und sehe, wie Fey über den Hof hinüber auf mich zuläuft. Sie trägt ein Hemd im gleichen Flanellstil wie Jace, zusammen mit einem Paar lose sitzender Jeans. Ich habe sie noch nie in so lässiger Kleidung gesehen. Sie läuft zu mir hin, und wir fallen uns in die Arme. Ich lache. »Ja. Hier bin ich.«

»Ich werde die beiden Damen allein lassen, damit ihr euch unterhalten könnt«, zwinkert Jace. Er hebt meine Taschen hoch. »Ich werde dies in Ihr Zimmer bringen. Kommt Brock, Ash, Molly! Wir müssen diesen beiden Mädchen ein bisschen Privatsphäre geben.« Er dreht sich um, und die drei Hunde traben hinter ihm zum Haus.

»Robins Vater?«, frage ich.

»Sein Onkel«, korrigiert Fey. »Er lebt nur ein paar Häuser die Straße hinunter, verbringt aber seine meiste Zeit hier. Sie sind alle eine große, glückliche Familie.«

»Das klingt nett«, sage ich ein wenig wehmüdig. Ich habe noch nie so etwas gehabt. Und hier zu sein, inmitten der Natur, weckt meine Erinnerungen an den Sommer in Pauls Hütte im Wald.

»Mr. Stonehart hat mich gebeten, Ihnen zur Verfügung zu stehen, für den Fall, dass Sie mich brauchen«, lässt der Fahrer mich wissen. »Ich werde im Hotel übernachten. Wenn Sie irgendwo hinfahren möchten, rufen Sie mich einfach an.«

»Danke«, sage ich. »Aber ich habe Ihre Nummer nicht.«

»Hier.« Er gibt mir eine Karte. »Hier steht sie drauf. Wenn ich nichts von Ihnen höre, werde ich morgen Mittag zurück sein, um Sie für Ihren Rückflug zum Flughafen zu bringen.«

»Du fährst mittags wieder ab?«, Fey klingt überrascht. »Unser Flug nach New Haven geht etwa um die gleiche Zeit. Warum fahren wir nicht alle zusammen? Robins Eltern werden uns bringen. Das wird uns ein bisschen mehr Zeit zum Plaudern geben und —«

»Ich fürchte, ich muss darauf bestehen«, unterbricht der Fahrer. Fey stutzt. Ich runzele die Stirn. »Mr. Stonehart hat mir seine Anweisungen sehr deutlich mitgeteilt. Es ist meine Pflicht, Miss Ryder pünktlich am Flughafen abzuliefern.«

»*Abzuliefern?*«, wiederholt Fey ungläubig. Sie dreht sich in seine Richtung. »Sie ist ein menschliches Wesen, nicht irgendeine Art von Postpaket! Wenn sie mit uns kommen möchte, wird sie das tun. Es spielt keine Rolle, welche ›Anweisungen‹ Mr. Stonehart Ihnen gegeben hat.«

Ich lege eine Hand auf ihren Arm, um sie zu beruhigen. »Fey, es ist in Ordnung«, sage ich leise. Ich schaue zu dem Fahrer. »Ich werde pünktlich fertig sein.« Ich gebe ihm seine Karte zurück. »Aber ich werde Sie vorher nicht brauchen. Gehen Sie, und tun Sie, was immer Sie möchten! Bleiben Sie nur einfach nicht hier!«

Er zuckt mit den Schultern und steigt wieder in die Limousine ein. »Wie Sie wünschen.«

Als das Auto davonfährt, dreht Fey sich ungläubig zu mir um. »*Abliefern?*«, fragt sie.

»Mach dir nichts draus«, sage ich. Es scheint, als würden einige von Jeremys kontrollierenden Neigungen immer noch verbleiben. »Wo ist Robin? Ich sterbe, ihn zu sehen.«

Fey kaut auf der Innenseite ihrer Lippe. »Er ist drinnen.« Sie zögert. »Er arbeitet an einem spontanen Projekt für den *Economist*. Weißt du, sie behandeln ihn bereits, als wäre er ein Vollzeitangestellter. Er hat immer noch ein Semester an der Uni zu überstehen!«

»Gefällt es ihm denn?«, frage ich.

»Oh ja.« Sie rollt mit den Augen. »Er liebt es. Also, ich habe nicht mehr als eine einzige Stunde mit ihm verbracht, seitdem er aus Südafrika zurückgekehrt ist. Er hat sich in seinem Zimmer eingeschlossen und arbeitet die ganze Zeit über. Eigentlich war es geplant, dass wir die letzten Tage unserer Winterferien hier zusammen verbringen.«

»Das klingt brutal«, sage ich.

»Ein bisschen so, wie der Fahrer dich behandelt hat?« Sie schaut mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Was

war das überhaupt? So eine Nervensäge! *Abliefern!*«

»Wirklich, Fey! Es ist keine große Sache«, sage ich und versuche, sie zu besänftigen und die Unterhaltung in eine andere Richtung zu lenken. »Es war nur eine schlechte Wortwahl. Das ist alles.«

»Es *klang* nach mehr als das. Es *klang* so, als würde er dir keine große Wahl lassen.«

»Fey, wirklich!«, fauche ich. »Schluss jetzt, okay? Ich habe gesagt, es ist keine große Sache, also halt dich daraus!«

Sie tritt einen Schritt zurück. »Lilly, bist du... okay?«

»Ja, ich bin okay«, sage ich wenig überzeugend. »Du musst dir um mich keine Sorgen machen. Alles ist gut. Okay? Misch dich nur nicht ein!«

»Ich habe mich nicht... eingemischt«, sagt Fey. Sie macht ein langes Gesicht.

Plötzlich überkommt mich ein Schuldgefühl. Ich sollte nicht ärgerlich mit ihr werden. Sie hat nichts falsch gemacht.

Ich atme aus. »Schau, es tut mir leid. Ich hätte nicht

wütend werden dürfen. Ich hatte nur einfach eine lange Woche. Ich bin schon wieder zurück im Büro, weißt du?«, lüge ich. Ich hasse es, wie leicht mir diese Worte über die Lippen gehen.

»Ja. Verstehe«, murmelt Fey. »Meine Mutter hat mir gesagt, dass du verändert schienst, als wir uns getroffen haben. Damals habe ich es nicht gemerkt. Allerdings tue ich es jetzt.«

»Ich bin nicht anders!«, sage ich voller Inbrunst.
»Warum sagst du, dass ich mich verändert hätte?«

»Ich vermute, mit einem Mann wie Jeremy Stonehart zusammen zu sein, hat dich verändert«, sagt sie. »Ich meine, schau dir an, was du trägst. Ich habe dich noch nie in einem Pelz gesehen.«

Ich rutsche unruhig hin und her und zucke mit den Schultern. »Es sind nur Kleider«, sage ich.

»Ja, aber du bist außerdem sehr viel... ich weiß nicht... sehr viel *energischer*. Ich glaube nicht, dass ich dich je zuvor ärgerlich erlebt habe.«

»Komm schon. Ich bin nicht ärgerlich. Nur ein wenig

müde von dem Flug. Du weißt, wie das ist.«

»Ja«, seufzt Fey. »Wahrscheinlich.« Sie schaut auf den Boden zwischen uns. »Alles hat sich verändert, oder nicht? Die Dinge werden niemals wieder so sein wie an der Uni.«

»Du wirst doch wohl jetzt nicht melancholisch, oder?« Ich versuche, die Worte neckend und unbeschwert auszusprechen.

Stattdessen klingen sie leer.

»Nur ein wenig«, sagt sie. Sie schaut zum Haus. »Nun, lass uns gehen. Ich werde dich dem Rest meiner zukünftigen Familie vorstellen. Mit ein bisschen Glück«, fügt sie hinzu, »werden wir sogar Robin sehen.«

Kapitel Fünfzehn

Mein Wiedersehen mit Fey verläuft nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Ich dachte, dass die Dinge in dem Augenblick, an dem wir uns wiedersehen, genauso sein würden wie an der Uni. Dass es so sein würde, als hätten wir niemals den Kontakt verloren und dass wir einfach dort weitermachen würden, wo wir zuvor aufgehört haben.

Nichts könnte weniger der Wahrheit entsprechen. Obwohl wir uns natürlich höflich verhalten, spüre ich, wie sich eine... Distanz... zwischen uns aufbaut. Sie begann in dem Augenblick, an dem ich sie draußen angeblafft habe.

Ich lächle und bin höflich, als ich Robins Eltern vorgestellt werde. Es ist leicht, sich mit ihnen zu unterhalten. Sie haben keine Erwartungen an mich.

Aber als ich mich einige Minuten später allein mit Fey

in dem Zimmer wiederfinde, in das Jace meine Taschen
gebracht hat, wird die Stimmung angespannt.

Sie schaut auf ihr Handy, als es eine SMS ankündigt.
»Das ist nur Robin«, erklärt sie. »Er sagt, dass er in einer
Stunde zurück sein wird.«

»Ich dachte, du hättest gesagt, er sei in seinem
Zimmer.«

»Nein«, sagt sie. »Er hat sich in die Bibliothek
geschlichen, um seinen Auftrag fertigzustellen. Er sagt,
dort ist es ruhiger. Weniger Ablenkung, weißt du?«

»Ja. Ich denke, ich weiß, was er meint.«

Sie setzt sich auf dem Bett mir gegenüber zurecht. Ich
kann spüren, wie die Distanz wächst. Vielleicht fühlt sie
es ebenfalls, denn sie achtet darauf, mir nicht in die Augen
zu schauen.

»Also...«, beginnt sie und schaut überall hin außer zu
mir. »Wie stehen... die Dinge?«

»Es ist alles in Ordnung«, antworte ich automatisch.
Unsere Blicke treffen sich für eine Sekunde, bevor wir
beide schnell wegschauen.

Eine merkwürdige Stille breitet sich aus.

»Vermisst du... Yale?«, fragt Fey nach einem langen Augenblick. Dann höhnt sie: »Was sage ich da? Natürlich tust du das nicht. Ich meine, schau dich nur an!«

»Was meinst du damit?«

»Du hast dich ganz offensichtlich an dein neues Leben gewöhnt«, sagt Fey. »Du scheinst... ich weiß nicht, vielleicht reifer zu sein.« Sie zeigt auf meine Kleidung. »Ich kann dich mir einfach nicht zurück auf dem Campus vorstellen, wenn du so etwas trägst.«

Ich zwinge mich, nicht mit den Augen zu rollen. »Das haben wir bereits besprochen. Es sind nur Kleider, Fey. Kleider verändern einen Menschen nicht.«

»Nein«, sagt sie. »Aber sich an sie zu gewöhnen, könnte das tun.«

Eine weitere Stille.

»Du bist immer noch ärgerlich auf mich, oder nicht?«, sage ich schließlich. »Schau, ich habe mich bereits einmal entschuldigt. Möchtest du hören, dass ich es noch einmal tue? Es tut mir leid, dass ich dich angefahren habe, als ich

hier angekommen bin. Da. Das ist zweimal. Ist das gut genug?«

Fey zuckt zusammen und schaut weg. »Das ist es nicht«, sagt sie leise.

»Was dann?« Ich spüre, wie meine Laune sinkt und meine Unruhe zunimmt. Mein Versuch, sie zu dämpfen, ist nicht erfolgreich. »Was habe ich falsch gemacht, Fey? Was willst du von mir?«

»Was ich will?« Ihr Blick richtet sich blitzartig auf mich. In ihm erkenne ich eine neue Entschlossenheit. »Ich *will* nichts, was du nicht geben willst, Lilly. Wer bin ich, Forderungen an dich zu stellen? Du hast dich ganz offensichtlich von deinen alten College-Freundinnen entfernt.«

»Wovon redest du?« Meine Enttäuschung wächst immer weiter. »Ich bin hier, oder nicht? Ich bin hierhergeflogen, um dich zu sehen, oder nicht? Ich bin nicht für irgendjemand anderen hierhergekommen.«

»Irgendetwas stimmt hier nicht, Lilly. Sechs Monate ohne ein Wort, ohne einen einzigen Anruf, und nun

möchtest du dort weitermachen, wo wir aufgehört haben?
Ohne mir wenigstens eine anständige Erklärung zu
geben?«

»Oh«, sage ich. »Ich verstehe. *Darum* geht es hier.
Daher bist du ärgerlich auf mich.«

»Ja! Darum geht es hier!«, explodiert Fey. »Warum
hast du niemals angerufen, Lilly? Nicht wenigstens
einmal? Nicht um dich zu melden, nicht um hallo zu sagen?
Sonja und ich haben versucht, dich zu finden. Wir haben
Corfu Consulting angerufen, als das Herbstsemester
begann, und haben nach dir gefragt. Sie haben uns gesagt,
dass dein Vertrag beendet wurde, als der Kunde den
Auftrag stornierte. Sie sagten, sie wüssten nicht, wo du
bist.«

Sie springt auf ihre Füße und stolziert durch das
kleine Zimmer von mir weg. »Ich denke, ich habe dir
genügend Gelegenheiten gegeben, das zu erklären, Lilly.
Ich habe dich nicht gedrängt, denn ich dachte, du würdest
es mir zu einem passenden Zeitpunkt erklären. Aber nun,
als deine *Freundin*, denke ich, dass ich es verdiene, es zu

wissen. Wo warst du wirklich in den letzten sechs Monaten? Was hast du getan? Wie hast du Jeremy Stonehart wirklich kennengelernt? Natürlich«, fügt sie hinzu, »nur, wenn wir in deinen Augen immer noch Freundinnen sind.«

»Natürlich sind wir das!«

»Dann schuldest du mir eine Erklärung.« Sie dreht sich zu mir zurück. »Robin hat einige Nachforschungen angestellt. Er fand die Gästeliste mit allen Anwesenden bei der Produkteinführung, auf der du und Jeremy euch angeblich getroffen habt. Jeremys Name befand sich auf der Liste. Deiner nicht.«

Sie schaut mich voller Erwartung an.

Mist. Meine Gedanken wirbeln mit einer Million Umdrehungen pro Minute herum, als ich versuche, eine glaubwürdige Antwort zu finden. Ich hätte mich auf so etwas vorbereiten müssen. Ich hätte es erwarten sollen.

Aber das habe ich nicht getan.

»Fey, ich... ich weiß nicht, was ich dir sagen soll«, murmele ich.

»Wie wäre es«, schlägt sie vor, »wenn du mit der Wahrheit beginnst?«

»Die Wahrheit?« Ich muss fast lachen. Wie würde Fey reagieren, wenn sie die volle Wahrheit herausfände? Wie würde *irgendjemand* reagieren? Würde sie mich geistesgestört oder vielleicht wahnsinnig nennen, dass ich nach all dem, was Jeremy mir angetan hat, mit ihm zusammenbleiben möchte?

Ich möchte bleiben — nein! Ich *muss* bleiben — denn mich in seiner Nähe aufzuhalten ist die einzige Möglichkeit, die ich habe, um meine Rache zu üben.

»Du kennst die Wahrheit«, sage ich ihr. »Ich habe die ganze Zeit über gearbeitet. Ja. Die Typen bei Corfu haben meinen Vertrag gekündigt. Das habe ich dir nie erzählt, denn ich wollte nicht, dass du dir Sorgen machst. Das ist kurz nach der Einschreibefrist für das Herbstsemester passiert.«

Ich ergreife den Rand der Matratze. »Also konnte ich nicht zurück zur Uni gehen. Etwa eine Woche lang wusste ich nicht, was ich tun sollte. Aber dann bot der Kunde, für

den ich gearbeitet habe — Dextran — mir eine Vollzeitstelle an. Corfu wusste nichts davon. Es war wahrscheinlich auch nicht vollkommen legal. Das Abwerben von Mitarbeitern und all das. Das ist der Grund, warum sie dir nichts von mir erzählen konnten, als du angerufen hast.«

»Und die Gästeliste?«, drängt sie.

»Das weiß ich nicht.« Ich zucke mit den Schultern. »Vielleicht hat jemand einen Fehler gemacht. Dort habe ich Jeremy wirklich getroffen. Robin könnte sich irren, weißt du.«

Feys Augen öffnen sich gekränkt. »Robin«, sagt sie verstimmt, »irrt sich *nie*. Nicht bei seinen Nachforschungen. Das ist der Grund, warum der *Economist* so von ihm begeistert ist. Er ist der perfekte Reporter.«

»Dann muss derjenige, der die Gästeliste zusammengestellt hat, mich vergessen haben«, sage ich.

Fey schaut mich an. Ihr Blick verdunkelt sich ein ganz kleines bisschen, als sie mich beäugt. Ich kann sehen, wie

sie versucht zu entscheiden, ob sie mir glauben soll oder nicht.

Es geht nur um den Schein, das weiß ich. Und Dank Jeremy habe ich sehr viel Übung darin, meine eigenen Masken aufzusetzen. Feys Blick ist vielleicht suchend, ja. Aber er kann mit den Blicken, denen Jeremy mich ausgesetzt hat, nicht mithalten.

Also erwidere ich ihren Blick standhaft und entschlossen und fordere sie fast heraus, mich anzuzweifeln. Ich stehe jetzt voll hinter dieser Lüge. Es gibt kein Zurück mehr.

»Also, Corfu hat deinen Vertrag gekündigt, hä?« Sie beginnt, mit dem Fuß auf den Boden zu klopfen. »Nach der Einschreibefrist? Und davon erfahre ich erst jetzt?«

»Ja«, sage ich. »Genau das ist passiert.«

»Lilly...«, sie zieht meinen Namen in die Länge und lässt es so klingen, als wäre sie kurz davor, irgendeinen tiefgreifenden Gedanken zu äußern, »nur eine Frage für dich.«

»Sicher«, sage ich. »Schieß los!«

»Erinnerst du dich daran«, beginnt sie, »dass du mir ein Versprechen gegeben hast, als wir uns das letzte Mal in Yale gesehen haben? Bevor du für dein kalifornisches Abenteuer verschwunden bist? Kurz nachdem Robin um meine Hand angehalten hat?«

Die Erinnerung *daran* gibt mir ein ungutes Gefühl. Ich unterbreche den Augenkontakt und schaue auf meine Füße. »Sicher«, murmele ich.

»Kannst du es in meiner Gegenwart wiederholen?«

Ich schlucke. »Du hast gesagt...«, ich räuspere mich, »du hast gesagt, dass du der erste Mensch sein möchtest, den ich anrufe, wenn irgendetwas schief geht.«

»Hm«, bestätigt sie. »Und als Corfu dich auf die Straße gesetzt hat... als du dich an niemanden wenden konntest... warum zum Teufel habe ich nicht sofort davon erfahren?«

»Ich habe... mich geschämt«, gebe ich zu. »Ich wollte in deinen Augen nicht wie eine Versagerin aussehen.«

Und mit diesen Worten bricht die Mauer zusammen. Feys Fassade von Gleichgültigkeit fällt auseinander. Sie

eilt zu mir hinüber und nimmt meine Hand.

»Oh, Liebes«, sagt sie zu mir. »Habe ich dir schon jemals gesagt, dass du eine schlechte Lügnerin bist?«

Mein Magen verkrampt sich vor lauter Angst.
Erwischt, denke ich.

»Aber ich glaube dir«, sagt sie. Sie lässt eine Hand durch mein Haar gleiten. »Du musst nicht unbesiegbar sein. Nicht für mich. Wir sind Freundinnen, Lilly. Wir haben fast drei Jahre lang zusammengelebt. Du bist für mich wie eine Schwester. Du hättest mich anrufen sollen.«

Ich spüre, wie mir die Tränen in die Augen steigen. Ich blinzele schnell, um sie zu unterdrücken.

Feys Worte bedeuten mir so viel. Ihr Wechsel zurück zu wahrem Mitgefühl bedeutet so viel für mich. Es macht mich nur umso trauriger, dass ich sie auch weiterhin täuschen muss.

»Für mich bist du auch wie eine Schwester«, sage ich leise.

Sie umarmt mich. Ich umarme sie zurück.

Danach kommt Robin nach Hause. Er nimmt sich die Zeit, mich zu begrüßen. Aber ich kann sehen, dass er unter Druck steht. Am Abendessen nehmen nur ich, Fey, Robins Eltern und Jace teil. Robin bleibt in seinem Zimmer und arbeitet. Als ich mich laut darüber wundere, warum niemand ihm einen Teller gebracht hat, werde ich fast ausgelacht.

»Wenn der Junge sich dort einschließt«, sagt Jace, »kann ihn nichts dazu bewegen herauszukommen. So ist er schon seit der High School. Wir sind nicht so dumm zu versuchen, mit ihm zu sprechen, wenn er sich in einer seiner ›Sphären‹ aufhält.« Er zeichnet große, übertriebene Anführungszeichen mit seinen Händen in der Luft nach.

Fey berührt meinen Arm. »Ich habe mir früher auch Sorgen gemacht. Aber ich habe gelernt, damit zu leben. Er hat einen vollkommen ungleichmäßigen Essensrhythmus. Das Abendessen bedeutet ihm nicht viel. Genauso wenig wie das Mittagessen oder das Frühstück. Verdammt! An

manchen Tagen weiß ich nicht einmal, ob er sich überhaupt daran *erinnert* zu essen.«

»Einmal«, fährt Jace fort, »um die Zeit herum, als die Einschreibung in Yale stattfand, hat er sich drei ganze Tage lang da drinnen eingesperrt, ohne herauszukommen.«

»Fey hat recht«, sagt Robins Mutter. »Wir glauben nicht, dass er die ganze Zeit über irgendetwas gegessen hat. Er konzentriert sich so sehr auf das, was er tut. Er schien genauso überrascht zu sein wie wir, als wir ihn danach fragten, nachdem er wieder aufgetaucht war. Er sagte, er hätte es einfach vergessen.«

»Siehst du, mit welchen Eigenarten ich bei meinem zukünftigen Ehemann umgehen muss?«, lächelt Fey.

Der Rest des Abends vergeht auf eine fröhliche Weise.

Als es schließlich Zeit ist, sich zurückzuziehen, bin ich überrascht, als Fey mir in mein Zimmer folgt, anstatt in Robins zu gehen.

»Es macht dir doch nichts aus, wenn ich heute Nacht hier schlafe, oder?«, fragt sie. Sie schaut mich mit großen

Rehaugen an. »Es wird wie eine Pyjamaparty sein. Fast so, als wären wir zurück an der Uni.«

»Sicher«, sage ich, nachdem ich einen Augenblick zögere. Jeremy hat mich gebeten, ihn heute Abend anzurufen. Ich möchte das allerdings nicht tun, wenn Fey in der Nähe ist.

Ich denke, es ist meine Rettung, dass er mir nicht *befohlen* hat, das zu tun. Ich gehe davon aus, dass es nicht das Ende der Welt sein wird, wenn er nichts von mir hört.

Als die Lichter gelöscht sind und wir beide gemütlich unter der Decke liegen, höre ich Feys leise Stimme.

»Lilly?«, sagt sie. »Bist du noch wach?«

»Ja«, sage ich, »gerade noch. Was gibt es?«

»Ich wollte nur sagen... wie glücklich ich für dich bin. Und wie stolz ich auf das bin, was du erreicht hast. Es tut mir leid, dass ich dich angezweifelt habe. Es sieht wirklich so aus, als hättest du es geschafft. Eigentlich ist das ziemlich verblüffend. Aber wenn irgendjemand das erreichen könnte, dann bist du das.«

Ich spüre ein unbehagliches Schuldgefühl. *Wenn sie*

wüsste.

»Ich glaube, ich könnte dich sogar beneiden«, flüstert sie. »Du hast es geschafft. Ein perfekter Job. Ein umwerfender Mann. Zugang zu unbegrenztem Reichtum. Ich hoffe nur, dass es dich glücklich macht. Du verdienst es.«

»Mein Leben ist nicht perfekt«, murmele ich. »Es gibt etwas, was du nicht weißt.«

Sie setzt sich auf. »Was ist es?«

Seitdem Jeremy mir gesagt hat, ich könne hierherfahren, um Fey zu sehen, versuche ich zu entscheiden, ob ich ihr dieses erzählen soll oder nicht. Es ist eine Entscheidung, die ich immer noch nicht treffen konnte.

Aber nun... nun denke ich, dass wir uns wieder gut genug verstehen, sodass ich ihr vertrauen kann. Und wenn es eine Sache gibt, über die ich ihr die absolute Wahrheit erzählen kann, ohne mir Sorgen über die Konsequenzen machen zu müssen, dann ist es das.

»Ich habe meinen Vater kennengelernt.«

»Was?« Ich höre, wie sie in der Dunkelheit herumtastet, um die Lampe anzustellen. »Wann? Wie? Warum hast du mir das nicht vorher erzählt?«

»Vor einigen Wochen«, sage ich. »Jeremy hat ihn für mich gefunden.«

»Wow!«, ruft Fey aus. »Also? Wer ist er? Wie ist er so? Warum hat er dich verlassen, als du ein Kind warst?«

»Das Witzige ist«, sage ich, »dass er kein Fremder für mich war.«

»Hä?«, fragt Fey. »Was meinst du damit?«

»Ich meine, dass ich ihn schon vorher getroffen habe. Ich habe nur nicht gewusst, dass er mein Vater ist. Ich hatte gedacht, er sei nur einer der vielen Freunde meiner Mutter. Als ich etwa zwölf Jahre alt war oder so...«

Und so erzähle ich ihr die gesamte Geschichte darüber, wer Paul ist, wie er mich aus dem Loch im Boden gerettet hat, warum er gegangen ist und alles andere.

Fey hört begeistert zu, und während ich fortfahre zu sprechen merke ich, dass es sich gut anfühlt — so gut —

in der Lage zu sein, einige meiner Probleme mit jemand anderem teilen zu können.

Die Angelegenheit mit Paul nagt an mir, seitdem Jeremy mich ihm vorgestellt hat. Bis jetzt hatte ich einfach nur beschlossen, es zu ignorieren. Ich hatte bisher nicht die Zeit, sorgfältig darüber nachzudenken.

Aber, er ist mein Vater. Und ich möchte herausfinden, wie er in diese Geschichte hineinpasst.

Ich erzähle Fey alles über mein Treffen mit ihm in der psychiatrischen Klinik. Natürlich lasse ich den Teil mit dem Halsband aus. Und die Art und Weise, wie er Jeremy »Doktor« genannt hat. Aber alles andere berichte ich ihr mit vollkommener Ehrlichkeit.

»Wow!«, haucht Fey, als ich fertig bin. »Einfach nur... wow! Also ist er irgendwie geistig instabil?«

»Nach dem zu urteilen, was ich gesehen habe, ja.«

»Und du bist dir sicher, dass er tatsächlich dein Vater ist? Es ist nicht irgendeine Geschichte, die er sich ausgedacht hat?«

»Nein. Warum sollte er das tun?«, frage ich. »Als er

mich seine Tochter genannt hat, Fey, hat er die Wahrheit gesagt. Das weiß ich. Einfach nur von der Art und Weise her, wie er mich angeschaut hat. Das weiß ich.«

»Ich weiß nicht«, sagt sie zögernd. »Es klingt einfach nur so weit hergeholt...«

»Du glaubst nicht, dass er die Wahrheit gesagt hat?«

»Nun, du hast es selbst gesagt. Er ist geisteskrank. Schau nur, wo Jeremy ihn gefunden hat. Hast du mit deiner Mutter darüber gesprochen?«

Ich schüttle meinen Kopf. »Nein. Es ist schon Jahre her, seitdem wir das letzte Mal miteinander gesprochen haben. Ich habe nicht vor, sie aufzusuchen, nicht einmal hierfür.«

»Vielleicht solltest du das«, sagt Fey nachdenklich. »Du hast mir niemals die ganze darüber Geschichte erzählt, was zwischen dir und ihr vorgefallen ist.«

Ich atme aus. »Es war schlimm, Fey. Ich denke nicht gern daran. *Sie* war diejenige, die unsere Beziehung zerstört hat, nicht ich.«

»Ja, aber nun bist du älter... klüger... und reifer.«

Vielleicht wäre jetzt ein guter Zeitpunkt, den Kontakt mit ihr aufzunehmen. Um die Dinge zu klären.«

»Glaub mir«, sage ich, »es gibt nichts zu klären. Und außerdem lebe ich jetzt in Kalifornien. Sie ist wer weiß wo an der Ostküste. Ich musste schwer genug dafür kämpfen, diese beiden Tage freizubekommen, um dich sehen zu können. Ich glaube nicht, dass mein Chef es gut fände, wenn ich um mehr Urlaub bitten würde.«

»Niemand sagt, dass du es persönlich tun musst. Ein Anruf könnte genügen.«

»Glaubst du, ich habe ihre Nummer?« Ich gebe ein Lachen von mir. »Selbst wenn das der Fall wäre, würde ich es nicht auf diese Weise tun wollen. Wenn — falls — ich mich jemals dafür entscheiden sollte, mich mit ihr zu versöhnen, wird das von Angesicht zu Angesicht geschehen. Das müsste es auch nach dem, wie wir damals verblieben sind.«

»Ich denke jetzt nur einmal laut nach...«, sagt Fey langsam, »...aber wenn wir mal annehmen, dass Paul tatsächlich dein Vater ist, würde nicht eine Menge von

dem Verhalten deiner Mutter nach ihrer letzten Trennung einen Sinn ergeben?«

Ja, denke ich mir selbst. Ja, und das ist der Grund, warum ich solche Angst davor habe, sie zu sehen.

»Nein.« Störrisch schüttle ich meinen Kopf. »Was sie getan hat, ist unverzeihlich. Die Dinge, die sie gesagt hat, die Art und Weise, wie sie mich beschimpft hat... du bist nicht dort gewesen, Fey. Du weißt nicht, wie es war.« Ich zeige im Zimmer herum. »Du siehst Robins Familie. Alle sind glücklich und verstehen sich. Du bist bei liebenden Eltern aufgewachsen. Ich habe nie gehört, dass du auch nur ein schlechtes Wort über sie verloren hast.«

»Ich denke, das stimmt«, gibt sie zu.

»Ich möchte dies nicht sagen, um es dramatisch klingen zu lassen, aber in gewisser Weise bist du dein ganzes Leben lang beschützt gewesen. Du hast noch niemals ein schlimmes Familiendrama erlebt.« Ich seufze. »So war es für mich nicht. Die Hälfte der Zeit in der High School hatte ich Angst davor, nach Hause zu kommen und einen der neuen zwielichtigen Freunde meiner Mutter

vorzufinden, während er sich auf dem Bett Heroin spritzte. Und das war die *bessere* Hälfte. Du möchtest nicht einmal wissen, wie die schlechtere Hälfte aussah.«

Fey berührt meinen Arm. »Das tut mir leid.«

»Also, ich werde nicht zu ihr zurückkehren«, sage ich. »Wenn Paul mein Vater ist — und ich glaube, dass das der Fall ist — ändert dass die Dinge trotzdem nicht. Nicht viel. Es ist nicht so, als hätte ich den überwältigenden Drang, die Verbindung mit ihm wiederherzustellen, um die verlorene Zeit nachzuholen.« Ich erzwinge ein Lachen. »Und selbst wenn ich das hätte, könnte ich ihn nicht einfach sehen, wenn ich Lust dazu hätte, weißt du. Es gibt Vorschriften. Die Institution wird fast wie ein Gefängnis geführt.«

»Möchtest du ihm denn helfen?«, fragt Fey. »Du warst immer schon so altruistisch. Möchtest du nicht herausfinden, ob ein erneutes Treffen mit dir seinem geistigen Zustand helfen könnte? Du sagtest, er sei bei klarem Verstand gewesen, als er dich seine Tochter genannt hat. Aber nun — und versteh die bitte nicht

falsch — scheint dich das Ganze ziemlich kalt zu lassen.«

Ich denke an das Halsband um den Nacken meines Vaters herum... und an den Mann, der dafür verantwortlich ist. Ja, ich möchte Paul helfen. Ich möchte ihm mehr helfen, als Fey es sich vorstellen kann.

Ich zucke mit den Schultern. »Es ist nicht so, dass ich den Luxus hätte, irgendetwas tun zu können. Er befindet sich dort drinnen hinter Schloss und Riegel.«

»Wie funktioniert ein Ort wie dieser überhaupt?«, fragt Fey. »Es klingt wie eine private Einrichtung. Es ist kein staatliches Gefängnis. Aber wie du mir die Dinge beschrieben hast, erscheint es mir nicht so zu sein, als könnten die Bewohner zu jeder Zeit gehen.«

»Das können sie auch nicht.« Ich erinnere mich an die Schlösser an den Fenstern und den hohen Zaun um das Gelände herum. »Ich weiß auch nicht, wie es funktioniert, Fey.«

»Hast du noch nicht nachgeforscht? Bist du nicht zumindest ein wenig neugierig?«

»Es hat sich ganz einfach bisher nur ganz unten auf

meiner Prioritätenliste befunden«, sage ich. »Eigentlich kann ich mit Robin mitfühlen. So wie du sagst, dass er arbeitet? So ist es so ziemlich jeden Tag für mich im Büro.«

»Außer natürlich an den Abenden, wenn du mit Jeremy zusammen bist«, kichert Fey.

»Ja«, sage ich und spüre einen Hauch von Traurigkeit, wenn ich bedenke, wie viel ich immer noch vor ihr verbergen muss. »Außer dann.«

Kapitel Sechzehn

Ich verabschiede mich am nächsten Morgen von Fey und kann sogar einen kurzen Blick auf den schwer zu fassenden Robin werfen. Er sieht erschöpft aus und vollkommen ausgezehrt. Fey versucht, einen großen Wirbel um ihn zu machen, um ihre Sorge zu zeigen. Er lässt sie einfach abblitzen.

Ich wette, er hat letzte Nacht nicht ein einziges Auge zugetan.

Fey richtet einen bösen Blick auf meinen Fahrer, als er ankommt. Aber ansonsten hält sie ihre Klappe. Wir umarmen uns, und sie lässt mich schwören, dass ich sie nächste Woche anrufen werde. Ich verspreche ihr, das zu tun.

Und dann sitze ich wieder in der Limousine auf dem Weg zu dem privaten Flugplatz, wo Jeremys Flugzeug bereits auf mich wartet. Ich kehre zurück in die Höhle des

Löwen.

Es ist lustig. Wenn ich mich an diese Reise erinnere, die ich angetreten habe, um Fey zu sehen, spüre ich keine überwältigenden Emotionen. Ich betrachte diesen ganzen Ausflug mit einer gewissen Art von Distanz.

Wir haben unsere Freundschaft nicht wirklich wieder aufleben lassen. Zumindest nicht bis spät gestern Abend und nicht auf die Art, die ich mir erhofft hatte. Ein Teil davon hat wahrscheinlich damit zu tun, wie viel ich vor ihr verbergen musste. Aber ein Teil kann auch einfach nur daher röhren, dass wir uns auseinandergelebt haben. Unsere Leben sind jetzt unterschiedlich. Sie ist noch an der Uni. Ich glaube nicht, dass ich jemals dorthin zurückkehren werde. Wir sind keine Kinder mehr. Nach all den Dingen, die ich mit Jeremy erlebt habe, fühle ich mich so viel älter als ich wirklich bin.

Irgendwie fühle ich mich hier in der Limousine wohler als während meiner Zeit mit Fey. Es ist nicht nur die Vertrautheit, die damit einhergeht, in diese Welt zurückzukehren. Es ist eine Art von friedlicher Stille, die

von dem Wissen herrührt, dass ich standhaft geblieben bin und dass diese Position mich in die Lage versetzt, meine Ziele zu erreichen.

Nach dem Rückflug halte ich vor dem Haus. Ich steige die Stufen hoch und öffne die unverschlossene Tür. Wie erwartet werde ich von einem leeren Haus begrüßt.

Ich versuche trotzdem mein Glück. »Rose?«, rufe ich aus. »Sind Sie hier?«

Ich bekomme keine Antwort.

Ich zucke mit den Schultern und gehe nach oben ins Schlafzimmer. Auf dem Weg werfe ich einen kurzen Blick auf die Uhr. Es ist fast acht. An einem Freitagabend sollte Jeremy wahrscheinlich bald Zuhause sein.

Als ich das Schlafzimmer betrete, fällt mein Blick umgehend auf einen weißen Ordner, der auf dem Bett liegt. Auf den pechschwarzen Laken hebt er sich wie die Reflexion des vollen Mondes auf der Oberfläche eines

ruhigen Sees ab. Ein kleiner Umschlag wurde an dem Deckel befestigt.

Ich gehe hinüber und nehme ihn in die Hand. Die Worte »Für Lilly« sind darauf zu lesen.

Ich lasse meine Hände über den Ordner gleiten. Es ist nicht einer dieser billigen Plastikordner, sondern eher etwas Kräftiges und Schweres. Er fühlt sich kühl an. Ich wäre nicht überrascht, wenn er mit weißem Gold überzogen wäre.

Ich schüttle meinen Kopf. Ein luxuriöser Ordner. Ich hätte niemals gedacht, dass es solche Sachen überhaupt gibt.

Zuerst öffne ich den Umschlag. Jeremys vertraute zarte, enge Handschrift windet sich über das Papier.

Zwei Dinge, um meine wahren Absichten zu zeigen.

Erstens, in dem Ordner befindet sich ein neues Stellenangebot. Ich habe es aufsetzen lassen, während du weg warst. Die Bedingungen sind verhandlungsfähig. Es gibt keinen Druck zu unterschreiben. Aber es würde

mich sehr freuen, wenn du es tätest.

Das zweite ist eher wie ein Geschenk. Geh in den Überwachungsraum. Du wirst sehen, dass der Computer eingeschaltet ist. Unter der Tastatur befindet sich ein Stück Papier mit einer sechzehnstelligen PIN-Nummer.

Ich bin der einzige auf dieser Welt, der diese PIN-Nummer kennt. Bis jetzt.

Die Ziffern werden dir Zugang zu dem gesamten Überwachungssystem geben. Es gibt außerdem Archive. Videoaufzeichnungen von allem, das jemals in meinem Zuhause geschehen ist.

Ich habe dich einmal gezwungen, diese Filme anzuschauen. Das ist etwas, das ich aufrichtig bedaure.

Du kannst mit den Aufnahmen alles tun, was du möchtest. Ich werde heute Nacht nicht nach Hause kommen, sodass du keinen Druck von mir befürchten musst. Du hast Zugang zu dem gesamten Archiv. Behalte es oder lösche es. Das ist dir überlassen.

Ich dachte, dass die Vernichtung solcher Beweise in deinen Händen ruhen sollte.

Ich atme tief ein und lege das Papier ab. Jeremy zeigt mir wirklich seine Absichten. Und sie sind wirklich — oder zumindest scheinen sie es zu sein — anders als sie waren, als unsere Pfade sich zum ersten Mal gekreuzt haben.

Ich setze mich auf die Bettkante und beäuge den verborgenen Eingang zum Überwachungsraum. Ich habe schlechte Erinnerungen an diesen Ort. Aber vielleicht kann ich mich ihm jetzt auf eine andere Weise nähern. Ich kann dort hineingehen als jemand, der die volle Kontrolle hat.

Und Kontrolle ist schon immer mein ultimativer Wunsch gewesen.

Aber zuerst ist da das Stellenangebot. Ich habe keine Ahnung, was es sein könnte. Könnte es sich um die Position bei Dextran handeln? Das scheint mir nur viel zu früh zu sein...

Mein Telefon klingelt und jagt mir einen Schrecken ein. Ich habe mich so sehr daran gewöhnt, mich weit

entfernt von jeglicher Technologie zu befinden, dass mein Gehirn eine zusätzliche Sekunde benötigt, um zu verstehen, wo der Lärm herkommt.

Ich suche in meiner Tasche nach dem Handy und schaue auf den Bildschirm. Jeremys Nummer. Ich drücke auf »Beantworten« und halte es an mein Ohr.

Eine kühle, tiefe Stimme grüßt mich. »Hast du schon unterschrieben?«

Instinktiv zieht sich mein Magen zusammen. Dieses ähnelt den Worten zu sehr, die einst den ersten Vertrag begleitet haben.

»Ich —«

Er beginnt zu lachen.

»Ich mache Witze, Lilly. Ich weiß, dass du dir das Angebot noch nicht angeschaut hast.«

»Woher weißt du...«, ich verliere mich und werfe einen kurzen Blick an die Decke. Die Kameras. *Ha.*

»Wo bist du?«, frage ich. Ich kann Stimmen und eine Unterhaltung im Hintergrund hören.

»Ich bewirte«, sagt er. »Wir haben hier eine recht große Zusammenkunft in meinem Penthouse in San Jose.«

Ein Ausbruch von weiblichem Gelächter ertönt in der Ferne. Eine stechende Eifersucht überkommt mich.
»Warum hast du mich nicht eingeladen?«

»Ich habe erwartet, dass du von deiner Reise müde sein wirst. Aber vor allem wollte ich dir die Gelegenheit geben, über die Bedingungen nachzudenken, die ich in meinem neuen Angebot dargelegt habe. Ich wollte nicht, dass meine Gegenwart dir den Eindruck gibt, ich wollte dich dazu drängen, irgendetwas zu tun.«

»Und trotzdem beobachtest du mich durch die Kameras«, sage ich.

Heiterkeit erfüllt seine Stimme. »Ja. Für den Augenblick. Vielleicht ist dies meine letzte Gelegenheit.«

»Was meinst du damit?«

»Hast du meine Nachricht gelesen?«, fragt Jeremy.
»Der zweite Teil ist von einer gewissen Wichtigkeit.«

»Du möchtest, dass ich die Aufnahmen lösche«, sage ich. *Und damit die letzten noch verbleibenden Beweise*

vernichte.

»Nein«, sagt er. »Ich möchte dir nur die Freiheit geben, das zu tun. Du hast die volle Kontrolle über deine Handlungen, Lilly. Die Zeiten, in denen ich dir vorgeschrieben habe, was du zu tun hast, sind vorbei.«

»Tatsächlich?«

»Das sind sie. Und hier ist der Beweis. In dem Augenblick, in dem du die sechzehnstellige PIN-Nummer eingibst, wirst du aufgefordert, eine neue zu erstellen. Eine, die nur du kennen wirst. Du wirst die volle Kontrolle über das Haus haben. Du kannst bestimmen, welche Kameras eingeschaltet bleiben sollen. Du kannst bestimmen, welche ausgeschaltet werden sollen. Zum Teufel! Du kannst alle von ihnen ausschalten. Ich schließe mich aus meinem eigenen Haus aus, Lilly. Alles, was ich will, wird von nun an von dir abhängen.«

Ich setze mich erstaunt zurück. »Mir war nicht klar, dass das gemeint war«, sage ich leise.

»Wenn das nicht genügend Beweis für mein Vertrauen in dich ist«, sagt er, »wird das neue Stellenangebot es

sein.«

Ich hebe eine Ecke des Ordners auf und blättere durch die Seiten hindurch. Es ist alles in kleingedruckter, juristischer Sprache verfasst. »Was ist es?«, frage ich.

Er kichert. »Du wirst schon sehen.« Dann, in Sekundenschnelle, nimmt seine Stimme einen neuen Tonfall an. Einen, der sehr viel tiefer und voller Hitze ist.

»All diese Frauen um mich herum«, erklärt er mir, »und ich kann nur an dich denken. Ich wünschte, du wärst heute Abend hier, Lilly. Ich würde dich augenblicklich ficken. Im Badezimmer, im Kleiderschrank, auf der Terrasse weiter oben. Wir würden die Wohnung einweihen, du und ich. Ich würde dafür sorgen, dass du so laut schreist, dass alle anderen Gäste dich hören würden.«

Mein Herzschlag verdoppelt sich bei seinen Worten. Ich verschränke meine Beine, räuspere mich und versuche, die plötzliche Erregung zu zerstreuen.

»Aber leider«, korrigiert er sich, »bist du mit wichtigeren Dingen beschäftigt. Ein weiterer Grund, warum ich nicht zu Hause bin. Ich habe dich vermisst.

Wenn ich dort wäre, wäre ich nicht in der Lage, heute Abend meine Finger von dir zu lassen.«

»Du hast also mir zum Gefallen eine Party gegeben?« Ich versuche, skeptisch zu klingen. »Wie rücksichtsvoll.«

»Wenn du meinen geistigen Zustand kennen würdest, würdest du nicht scherzen«, sagt er. »Ich denke ernsthaft darüber nach, meine Rolle als Gastgeber zum Teufel zu jagen und nach Hause zu eilen, um dich durchzuficken. Also führe mich nicht in Versuchung.«

Im Hintergrund ruft jemand seinen Namen.

»Ich muss auflegen«, sagt er. »Ich sehe dich morgen.«

»Gute Nacht«, sage ich. Irgendwie habe ich eigentlich überhaupt nichts gegen seinen letzten Vorschlag einzuwenden.

»Oh, und Lilly?«, fügt er hinzu, kurz bevor er auflegt.
»Ich freue mich, dass du zu Hause bist.«

Kapitel Siebzehn

Das Stellenangebot entpuppt sich als alles, wovon ich je geträumt habe, als ich noch in Yale war.

Es ist eine Position als Marketingleiterin, verantwortlich für Public Relations bei Stonehart Industries im Hinblick auf den bevorstehenden Börsengang. Natürlich gibt es dort bereits ein Team, das für diese Aufgabe verantwortlich ist. Dieses wäre ein zusätzliches, das für diese besondere Situation neu zusammengestellt wurde. Mein Team würde mit dem anderen zusammenarbeiten.

Ich wäre für sechs Marketingmitarbeiter verantwortlich, die mit dem Unternehmen bereits vertraut sind. Unsere Aufgabe würde darin bestehen, den Schaden zu begrenzen, die negative Berichte über Stonehart Industries verursachen könnten. Das Endziel würde darin liegen, das Unternehmen in die bestmögliche Position für einen umwerfenden Börsengang zu bringen.

Ich würde nur an Jeremy Stonehart und den Vorstand berichten. Da er immer noch über die Mehrheitskontrolle verfügt, wäre ich letztendlich nur ihm gegenüber verantwortlich.

Die Zeit ist knapp. Die Börseneinführung ist weniger als einen Monat entfernt. Soweit ich vermuten kann — obwohl ich es nicht genau weiß, da ich immer noch keinen Zugang zu diesen Informationen habe — sind einige sehr negative Gerüchte über das Unternehmen im Umlauf.

Jeremys Verhalten seit seiner Rückkehr bestätigt, dass die Dinge in seiner Firma nicht ganz in Ordnung sind. Wenn sie das wären, glaube ich nicht, dass er so viel arbeiten würde, wie er es gerade tut. Ich erinnere mich an den Reporter, der uns am Abend der Gala überrascht hat. Wenn dieses eine der Geschichten ist, die im Umlauf sind... nun, dann werden mein Team und ich sehr viel Arbeit haben.

Wenn dieses nur ein normales Stellenangebot wäre, wäre ich überglücklich. Aber es ist mehr als das. Es ist mein Eintritt in das Unternehmen. Es ist genau das, was

ich brauche, um meine ultimative Rache zu bekommen.

Trotz meines Auftrittens, das etwas anderes vermuten lassen könnte, ist Rache immer noch mein oberstes Ziel.

Nach der Börseneinführung würde meine Rolle sich auf etwas anderes konzentrieren. Das Angebot erläutert nicht, was das ist. Aber ich kann zwischen den Zeilen lesen: Jeremy testet meine Eignung für die Position bei Dextran.

Ich zweifle nicht länger daran, dass es tatsächlich seine Absicht ist, mir diese Stellung zu geben.

Das ist die Kurzfassung von dem, was ich in dem Ordner finde. Es gibt noch weitere Bedingungen, Geheimhaltungserklärungen und rechtliche Vorschriften.

Da ist außerdem noch mein angebotenes Gehalt: dreihunderttausend Dollar... *ohne* Bonuszahlungen.

Während ich mit Jeremy zusammenlebe, ist es nicht so, dass ich das Geld bräuchte. Ich kann nicht anders als den Eindruck zu bekommen, dass dies ein bisschen ein Geschäft unter Freunden ist. Aber dann wiederum ist es das vielleicht auch nicht. Die Rolle ist definitiv wichtig.

Und trotzdem ist es erstaunlich, dass ich tatsächlich diese Art von Einkommen verdienen würde, wenn ich unterschreibe. Wenn ich tatsächlich meinen Abschluss in Yale gemacht hätte, hätte es Jahre gedauert — zehn Jahre oder vielleicht sogar mehr — bevor ich überhaupt die Möglichkeit bekommen hätte, so viel Geld zu verdienen. Wenn ich in Yale meinen Abschluss gemacht und eine Anstellung wie diese bekommen hätte, hätte ich meine Schulden innerhalb eines Jahres abzahlen können.

Ich werfe einen kurzen Blick auf den Ort, wo sich die Kamera befindet. Ich glaube nicht, dass Jeremy mich beobachtet. Nicht jetzt. Endlich ist das Gefühl dieser permanenten Überwachung etwas, das ich aus meinem Gedächtnis löschen kann.

Zielgerichtet erhebe ich mich vom Bett und gehe in den Überwachungsraum. Wie versprochen finde ich die PIN-Nummer direkt unter der Tastatur.

Ich gebe sie ein, und das System fordert mich auf, ein neues Kennwort einzugeben. Ich bekomme eine Gänsehaut, als ich »Return« drücke.

Und damit, denke ich, habe ich die gesamte Kontrolle über das Haus.

Das erste, was ich tue, das, worauf ich so lange gewartet habe, ist, die Kameras auszuschalten. Alle von ihnen. Nicht eine einzige wird weiterhin angeschaltet bleiben.

Von diesem Zeitpunkt an wird das Haus blind sein.

Dann melde ich mich ab. Dies ist nicht der richtige Zeitpunkt, um darüber nachzudenken, was ich mit den Archiven tun werde. Es ist nicht einmal der richtige Zeitpunkt mir anzuschauen, welche Dinge Jeremy ohne mein Wissen getan hat. Ich möchte herausfinden, ob es jemand anderen als Angelica gegeben hat und wie genau Jeremy mich zu Beginn an der Säule im Sonnenraum angekettet hat... ob er Hilfe hatte, vielleicht sogar von Rose... aber nicht heute Abend.

Heute Abend möchte ich nur über den neuen Vertrag nachdenken... und mir überlegen, wie ich diese Position dazu verwenden kann, meine Rache zu bekommen.

Kapitel Achtzehn

Eine Woche später liegen Jeremy und ich zusammen auf einem gemütlichen Teppich vor einem brennenden Kamin in seiner Wohnung in San Jose. Mein Kopf liegt auf seinem Schoß. Er streichelt sanft mein Haar, während wir beide einen verblüffend guten Jahrgangswein trinken.

Die letzten sieben Tage waren ein Wirbelwind der Ereignisse. Ich habe den Vertrag unterzeichnet, und am Montag hat Jeremy mich meinem Team persönlich vorgestellt. Er hat mir gesagt, ich solle mich an ihn wenden, wenn es irgendwelche Probleme gäbe, und dann hat er mich allein gelassen, um meiner Arbeit nachzukommen.

Mich daran zu gewöhnen, wieder von Menschen umgeben zu sein, hat einige Zeit gedauert. Aber bereits Mitte der Woche befand ich mich voll in meinem Element. Ich erfuhr, wie sehr manchen Menschen daran gelegen war, dass diese Börseneinführung scheitert. Man kann eine

Firma von der Größe und dem Einfluss von Stonehart Industries nicht errichten, ohne sich einige Feinde zu schaffen. Als sie sich noch im Privateigentum befand, gab es wenig, was diese Menschen ausrichten konnten. Aber nun, da Stonehart Industries sich darauf vorbereitet, an die Börse zu gehen, sind all die Wölfe aus ihren Höhlen gekrochen.

Ich habe die geistige Anregung bekommen, die ich vermisst hatte. Mein Umgang mit Jeremy während all dieser Zeit hat mich besser auf diesen Job vorbereitet, als irgendeine Ausbildung es jemals hätte tun können. Ich denke, dass einige der Situationen, denen ich an meinem neuen Arbeitsplatz begegnet bin, für die meisten sehr stressig gewesen wären. Ich jedoch habe nicht einmal mit der Wimper gezuckt. Nichts lässt sich mit dem Umgang mit Stonehart vergleichen — als er noch Stonehart *war*. Diese Erfahrung macht mich gegen so ziemlich alles in meinem Beruf immun.

Jeremy und ich verlassen jeden Morgen zur gleichen Zeit das Haus aber in unterschiedlichen Wagen. Das war meine Idee. Zu Beginn war er dagegen. Es war ihm

vollkommen egal, wenn andere über Bevorzugung in *seinem* Unternehmen flüsterten. Aber ich habe ihn im Bett zu einem Zeitpunkt, an dem Männer für solche Dinge am empfänglichsten sind, davon überzeugen können, dass mir das gestatten würde, unabhängiger zu wirken.

Außerdem habe ich dafür gesorgt, dass er Angelica entlässt.

Die Dinge mit Rose sind immer noch die gleichen. Das heißt, sie geht mir immer noch aus dem Weg.

Das ist etwas, was ich immer noch nicht verstehe, aber ich habe bisher nicht die Zeit gefunden, mich darum zu kümmern.

»Ein Trinkspruch«, verkündet Jeremy. »Auf die eindrucksvollste erste Woche in einem Job, die ich je gesehen habe. Du bist ein Star, Lilly. Du hast mir gezeigt, dass ich die richtige Wahl getroffen habe.«

Ich lächle, setze mich auf und stoße mit ihm an. Schneeregen und Hagel schlagen gegen das Fenster. Aber hier neben dem Kamin, mit ihm zusammen, fühlt sich alles perfekt an.

Wir nippen an unserem Wein. Er stellt sein Glas ab und schaut mich an. Ich sehe, wie die tanzenden Flammen in seinen Augen reflektiert werden. Aber noch viel mehr erkenne ich grenzenlose Anbetung. Solch ultimative Hingabe genügt, um mein Herz schneller schlagen zu lassen.

Ich lehne mich mit einem durchbetriebenen Lächeln zu ihm hin. »Lehn dich zurück!«, flüstere ich und lege einen Finger auf seinen Brustkorb, um ihn hinunterzudrücken.

Er gehorcht mir, ohne ein Wort zu sagen. Unsere Blicke bleiben aufeinander gerichtet.

Sein Rücken kommt auf dem Teppich auf. Ich lege ein Bein über ihn und lasse meine Hände von seiner Taille hinauf zu seinen Schultern und dann an seinen beiden Armen hinabgleiten. Unsere Finger verschränken sich. Ich möchte in diesem Augenblick nicht mehr, als mit ihm zu verschmelzen.

Unsere Lippen berühren sich. Es ist ein feinfühliger Kuss, langsam und gemächlich. Da wir morgen nirgendwo sein müssen, haben er und ich die ganze Nacht für uns.

Der Kuss vertieft sich. Er ist nicht mehr erforschend, sondern eher erregend. Jeremy lässt seine Hände an der Seite meines Körpers entlanggleiten, hält mich fest und presst mich an sich. Ich kann spüren, wie er hart wird.

Und dann klingelt das Telefon.

»Mist!«, murmelt er. Ich rolle mich von ihm ab. Ich weiß, wenn er einen Anruf auf seinem privaten Handy bekommt, ist es wichtig.

Aber wie ich bereits erwähnt habe, haben wir an diesem Wochenende keine Verpflichtungen. Ich werde ihn das Gespräch führen lassen, und dann können wir fortfahren.

Jeremy greift nach seiner Jacke. Auf halbem Weg hält er jedoch inne und runzelt die Stirn.

»Das bin nicht ich«, sagt er. »Das bist du.«

Er hat Recht. Mein Herz lässt einen Schlag aus. Es gibt nur einen Menschen außerhalb dieses Zimmers, der meine Nummer hat: Fey.

»Wie spät ist es?«, frage ich.

Er schaut auf seine Uhr. »Bereits elf.«

»Dann ist es fast zwei Uhr morgens an der Ostküste«, sage ich.

Jeremy nickt. »Wenn sie jetzt anruft, antwortest du besser.«

Ich zögere. »Bist du sicher? Ich meine, wir...«

Er lächelt mich an. »Nimm das Gespräch an, Lilly!«, sagt er sanft. »Ich werde genau hier darauf warten, dass du fertig wirst.«

»Okay.« Ich nehme das Handy aus meiner Tasche und beantworte den Anruf. »Hallo?«

»Lilly.« Fey klingt atemlos und außer sich. »Oh mein Gott! Gott sei Dank erreiche ich dich.«

Umgehend setze ich mich vor lauter Sorge auf. »Ja. Ich bin hier. Was ist los? Ist alles in Ordnung?«

»Nein«, erklärt sie mir. »Nein, das ist es nicht.«

Mein Magen verkrampt sich. »Was ist los?«

»Robin«, sagt sie. »Er hat... er hat...«

Ich stehe auf und gehe vom Feuer weg. »Was ist mit Robin?«, frage ich und erwarte das Schlimmste. »Fey, was

ist passiert? Geht es ihm gut?«

»Ja«, sagt sie schnell. »Ja, Robin geht es gut. Es geht um das, was er herausgefunden hat, Lilly. Es geht um dich.«

»Mich?« Meine Sinne begeben sich in höchste Alarmbereitschaft. Ich werfe einen kurzen Blick über meine Schulter in Jeremys Richtung. »Was meinst du damit, mich?«

»Bist du allein?«, fragt Fey. »Jeremy. Jeremy Stonehart. Ist er in der Nähe?«

»Nein«, lüge ich. »Ich bin allein, Fey. Du musst dich beruhigen. Erzähl mir, was los ist!«

Die Worte sprudeln so schnell aus ihr heraus, dass ich kaum etwas verstehen kann.

»Nachdem du mir von deinem Vater erzählt hast«, sagt sie eilig, »konnte ich diese Geschichte nicht aus meinem Kopf bekommen. Etwas daran kam mir merkwürdig vor. Ich habe Robin davon erzählt, und er stimmte mir zu.

Nun, du weißt, dass er jetzt ein Reporter ist, oder? Er hat seine Stellung beim *Economist* dafür benutzt, einige

Nachforschungen anzustellen. Er hat ein wenig gegraben. Und ich habe gerade erfahren, was er herausgefunden hat.«

Ein Gefühl der Vorahnung überkommt mich. »Was?«, flüstere ich.

»Jeremy Stonehart«, sagt sie, »hat sich *nicht* nur zufällig für dich interessiert.«

Ich schaue zurück zu dem Mann, der vor dem Feuer auf dem Teppich sitzt. Er beobachtet mich sehr vorsichtig.

»Was meinst du damit?«

»Dein Vater — Paul — und *seine* Mutter — Jeremys Mutter? Sie haben sich gekannt, Lilly. Robin hat es mir gezeigt. Er hat all das zurückverfolgt.

Es passierte um die Zeit herum, als du geboren wurdest. Als Paul dich verlassen hat, ging er auf der Suche nach Drogen nach Kalifornien.

Paul war jung, knackig, attraktiv. Er war außerdem arm. Er benötigte Geld, um seine Drogenabhängigkeit zu finanzieren. Er hat Jeremys Mutter getroffen und *verführt*, Lilly. Er hat sie als einen Zugang zu dem benutzt, was er brauchte.

Sie hatten eine Affäre. Sie war eine sehr viel ältere Frau. Ihre Ehe hat nicht funktioniert. Sie war reich. Sie hatte Geld. Ich weiß nicht, wie sie sich kennengelernt haben. Aber Paul hat sie *benutzt*, Lilly.«

Ich spüre, wie mich ein Kälteschauer überkommt. Meine Hand zittert, als ich Jeremy das Handy entgegenstreckte. Ich drücke auf einen Knopf, um den Lautsprecher einzuschalten.

Fey fährt mit ihrer Erzählung fort.

»Paul hat sie benutzt«, wiederholt Fey. »Sie fiel seinem Charme zum Opfer. Sie hat ihm Geld gegeben, damit er immer wieder zu ihr zurückkam. Irgendwann wurde sie seinetwegen abhängig... und, nun, hier beginnen die Dinge sehr düster zu werden.

Robin hat mir so viel erzählt, wie er nur konnte. Aber all dies wurde vertuscht. Er musste sehr tief graben, um es zu finden. Angeblich war Jeremys Mutter taub. Eines Tages befand sie sich allein in Pauls Wohnung. Sie schlief ein, während sie auf ihn gewartet hat. Etwas ging schief. Ein Feuer brach in der Küche aus. Der Alarm ertönte, aber

sie konnte ihn nicht hören.

Sie war das einzige Opfer. Als der Rauch sie endlich weckte, war es zu spät. Sie konnte nicht mehr hinaus. Sie verbrannte.«

Jeremy, der auf dem Boden sitzt, gibt überhaupt keinen Hinweis darauf, ob Fey die Wahrheit sagt. Er fährt nur damit fort, mich zu beobachten. Ich kann sehen, dass er seine Maske aufrechterhält.

»Und...«, hauche ich.

»Und? Verstehst du nicht, Lilly? Jeremy Stonehart es auf dich abgesehen!

Denk doch mal nach! Was würde ein Mann mit seiner Macht und seinem Reichtum von einer Dreiundzwanzigjährigen wollen, die sich noch an der Uni befindet? Hat er dich etwa wegen deines Aussehens aus der Menge ausgewählt? Ich sage das nicht, um dir wehzutun, Lilly. Aber du bist nicht unbedingt ein Model, weißt du. Sex? Das könnte er von jeder haben. Das müsstest nicht du sein.

Aber Rache... Vergeltung... für den Tod seiner

Mutter? Oh ja.

Paul hat er bereits bekommen. Dessen bin ich mir sicher. Aber als er ihn gefunden hat und seinen geistigen Zustand gesehen hat, genügte ihm das vielleicht nicht. Also verfolgte Jeremy seine Tochter. Er verfolgte *dich*.

Du musst da raus, Lilly! Ich warne dich!« Fey ist zu diesem Zeitpunkt vollkommen außer sich. »Verschwinde aus Kalifornien. Verlasse diesen Mann. Er spielt nur mit dir. Dein Leben könnte sogar in Gefahr sein. Verstehst du nicht? Siehst du es nicht, Lilly? Dieses ist ein Rachefeldzug. Du befindest dich mittendrin. Du musst von dort verschwinden. Du musst —«

»Er kommt«, unterbreche ich sie. »Ich muss Schluss machen, Fey. Danke.«

»Sei vorsichtig«, warnt sie mich. »Ich habe nach Flügen gesucht. Robin und ich können morgen dort sein und dich ab —«

»Nein!«, fahre ich dazwischen. »Nein! Tu das nicht. Ich brauche Zeit, Fey. Zeit zum Nachdenken. Zeit um —« Ich komme nicht dazu, meinen Satz zu beenden. Das Handy

gleitet mir aus den Fingern und fällt auf den Boden. Die Verbindung wird unterbrochen.

Ich fühle mich vollkommen taub und kalt. Ich schaue Jeremy an.

»Ist das die Wahrheit?«, flüstere ich.

Er steht langsam auf. Die Flüssigkeit seiner Bewegung erinnert mich an einen Löwen. Ich komme mir so vor, als sollte ich weglauen, als sollte ich von hier weg. Aber meine Füße sind wie festgewurzelt.

Er nähert sich nicht.

»Wenn ich sage, dass das der Fall ist...«, er hält inne und schaut zu mir hinüber, »würdest du mich dafür hassen?«

Ich zögere und versuche diese neuen Informationen zu verarbeiten. Ist dies die Antwort, nach der ich gesucht habe? Ist dieses der *Grund*?

Aber, nun zu wissen, dass das der Fall sein könnte...

Ändert das wirklich etwas zwischen uns?

»Nein«, flüstere ich.

»In diesem Fall...« Jeremys dunkle Augen funkeln mich an.

»Ja.«

Ende.

Hat Ihnen dieses Buch gefallen? Sie möchten die Veröffentlichung des nächsten Teils nicht verpassen?

Tragen Sie sich in meine **E-Mail Liste** ein
(<http://eepurl.com/RUV5Z>), um als erstes von dem Erscheinen meiner neuen Bücher informiert zu werden.

*Enthüllungen, Teil 7 erscheint
Anfang 2015.*

Exklusive Vorschau auf *Enthüllungen, Teil 7*

....

Prolog

Sommer 1978

»M-mama?«

Der kleine Junge legte eine zitternde Hand an die Tür.
Er drückte.

Sie bewegte sich nicht.

Hinter der schweren Eiche konnte er die Schluchzer
der Frau hören. Die Schluchzer seiner Mutter. Sie rührten
ihn aufgrund dessen, was er nicht tun konnte, zu Tränen. Er
konnte nicht zu ihr gehen. Er konnte sie nicht trösten.

Er konnte sie nicht beschützen.

Schritte. Aus dem Flur. Der Junge riss seinen Kopf

herum. Sein Herz blieb in seiner Brust fast stehen.

Eigentlich sollte er nicht hier sein. Das wusste er. Es war aus vielen verschiedenen Gründen verboten, aber nur einer von ihnen war wirklich wichtig.

Weil sein Vater es verboten hatte.

Rasend vor Angst suchte sein Blick nach einem Ausweg. Er überflog den leeren Flur — es gab nur einen Weg hinaus. Die Treppe hinunter und weg vom Dachboden.

Von wo die Schritte sich näherten.

Er suchte nach einem Versteck. Ein offenes Feuer brannte auf der anderen Seite des Zimmers. Es war ein großes Zimmer und wurde kaum benutzt, aber die Angestellten sorgten immer dafür, dass kein Raum in dem großen, seelenlosen Herrenhaus vernachlässigt wurde.

Die Schritte wurden lauter. Er konnte auf der anderen Seite der Tür immer noch das Weinen seiner Mutter hören. Er drückte noch ein letztes, aussichtsloses Mal — obwohl er wusste, dass es nutzlos war — und hockte sich hin, um sich hinter dem großen Sessel neben dem Feuer zu

verstecken.

Er warf einen kurzen Blick von seinem Versteck aus auf den Eingang des Zimmers. Er konnte sehen, wie der Schatten der Person, die die Treppe hinaufstieg, größer und größer wurde. Angst zog sich um seine Kehle zusammen. Er umklammerte das Buch, welches er in Händen hielt, wie einen Schutzschild vor seiner Brust.

Aber tief drinnen wusste er, dass nichts ihn beschützen würde.

»Je...remy...« Die Singstimme seines Bruders ertönte in seinen Ohren. »Je...remy... Kleiner Jeremy, wo bist du?«

Der kleine Junge winselte. Er hasste es, so genannt zu werden. Er hasste, wofür dieser Ausdruck stand und was er bedeutete. Er hasste, woran er ihn erinnerte. Dass er niemals mit seinen beiden Brüdern mithalten könnte.

Er sah, wie die Gestalt seines Bruders auf der Treppe erschien. Obwohl der Junge schon zuvor verängstigt war, genügte ein Blick auf seinen Bruder, um ihn in Panik zu versetzen.

Robert war mit seinen siebzehn Jahren bereits ein erwachsener Mann. Breite Schultern betonten den massigen Körper, der perfekt zum Rugbyspielen geeignet war. Nachdem er sich nur wenige Tage nicht rasiert hatte, spross bereits ein dichter Bart auf seinen Wangen. Sein wildes und zerzaustes Haar verriet, was er zuvor mit einer der Hausangestellten getrieben hat, bevor er die Lust verspürte, sich ein Opfer für den Abend zu suchen.

Der Junge wusste nicht, warum sein Vater Roberts nächtliche Aktivitäten duldet. Sie waren grausam und sadistisch. Mehr als einmal war er im vergangenen Jahr aufgewacht, um festzustellen, dass der Familienhund fast zu Tode geprügelt worden war. Jedes Mal machte er ihn wieder gesund — nur, damit einige Wochen später wieder das Gleiche geschah.

Schließlich verschwand das arme Tier einfach. Niemand sprach davon warum. Eigentlich schien Jeremy der Einzige zu sein, der es überhaupt bemerkte.

Es gab noch andere Vorfälle. Vor einem Monat entdeckte Jeremy einen Schuhkarton, der in

Geschenkpapier eingewickelt war und auf dem Frühstückstisch auf ihn wartete. Er war erst spät aufgewacht und hatte den Rest der Familie verpasst. Er war allein, als er die Schachtel öffnete. Darin fand er — und sein Magen zog sich bei der Erinnerung daran zusammen — sechs kleine Sittiche. Ihre Hälse waren schrecklich verdreht, und sie lagen auf einem Bett aus Stroh.

Er hatte die Schachtel seinem Vater gezeigt. Jeremy war klar, dass der Mann genau wusste, wer dafür verantwortlich war. Er hatte eine Art Bestrafung für Robert erwartet, vielleicht von der Art, die er so oft erfahren musste — aber alles, was er bekam, war eine verärgerte Ermahnung dafür, dass er seinen Vater bei der Arbeit unterbrach.

»Es sind Vögel, Jeremy«, hatte sein Vater gesagt. »Und tote noch dazu. Sie können dir keinen Schaden zufügen.« Jeremy erinnerte sich an das Grinsen, das sein Vater ihm in dem Augenblick gezeigt hatte. »Erzähl mir nicht, du fürchtest dich vor den Toten?«

Jeremy schloss die Schachtel und warf sie fort, aber der Anblick dieser sechs hilflosen Sittiche verfolgte ihn noch für die nächsten zwei Wochen in seinen Träumen.

....